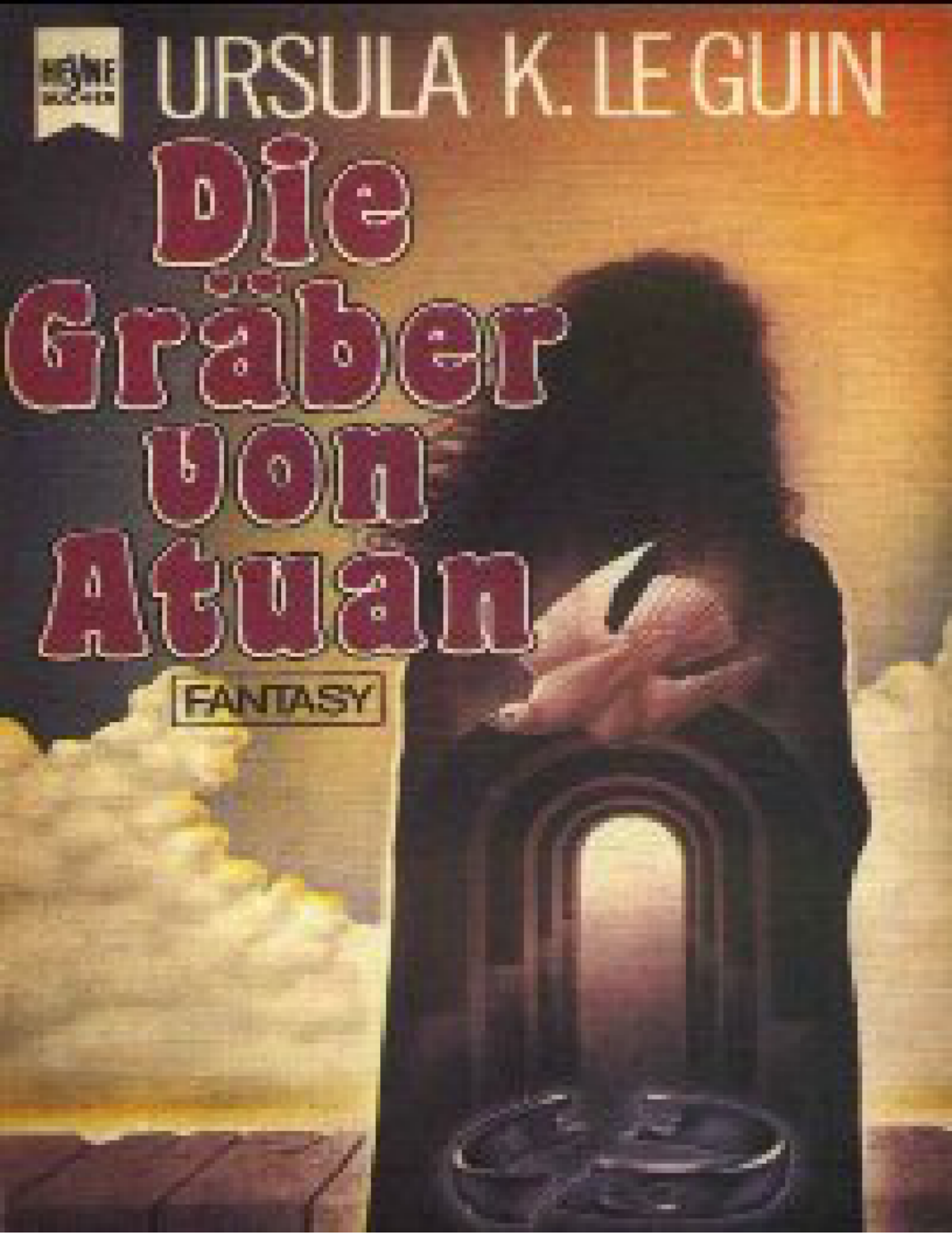
HEYNE BÜCHER
URSULA K. LE GUIN
Die Gräber von Atuan
FANTASY

SHOUT
SHARE
IT

Annotation

Tenar wird schon als sechsjährige zur Obersten Priesterin geweiht und damit zur Herrscherin über ein unterirdisches, labyrinthisches Reich der Dunkelheit. Bei einem ihrer Streifzüge überrascht sie den Magier Ged, der versucht den schicksalsträchtigen Ring von Erreth-Akbe zu finden. Er kann Tenar davon überzeugen, dass ihre Bestimmung sie letztlich zu einer Gefangenen macht. Gemeinsam versuchen sie zu fliehen. Doch die bösen Mächte lassen sich nicht so einfach abschütteln.

- Ursula K. Le Guin
  - ○
  - ○ PROLOG
  - ○ 1
  - ○ 2
  - ○ 3
  - ○ 4
  - ○ 5
  - ○ 6
  - ○ 7
  - ○ 8
  - ○ 9
  - ○ 10
  - ○ 11
  - ○ 12
  - ○

Ursula K. Le Guin
Die Gräber von Atuan

Für den Rotschopf von Telluride

PROLOG

»Tenar, komm heim! Komm heim!«

Die Dämmerung senkte sich über das tiefe Tal; die Apfelbäume standen am Vorabend ihrer Blüte, hie und da, zwischen den beschatteten Zweigen, war eine Knospe schon erblüht und schimmerte weiß und rosa wie ein ferner Stern. Unter den Obstbäumen, im dichten, jungen, feuchten Gras rannte ein kleines Mädchen aus reiner Freude am Laufen. Sie kam, nachdem sie den Ruf der Mutter vernommen hatte, nicht direkt auf sie zugelaufen, sondern machte einen weiten Bogen, bevor sie sich gegen das Haus wandte. Die Mutter, die unter der Tür der Hütte stand, sah die kleine Gestalt hüpfen und springen wie ein Bündel Distelwolle, das vom Wind über das immer dunkler werdende Gras unter den Bäumen geblasen wird.

An der Ecke der Hütte reinigte der Vater seine Hacke von den an ihr haftenden Erdschollen und sagte: »Warum hängst du denn so an dem Kind? Nächsten Monat kommen sie und nehmen es fort. Für immer. Wir könnten es genauso gut vergraben und es hinter uns bekommen. Was hilft es denn, sich an eines zu klammern, das man ganz gewißlich verlieren wird? Es nutzt uns gar nichts. Wenn sie uns wenigstens etwas geben würden, dafür, daß sie es uns wegnehmen, aber das tun sie ja auch nicht. Sie nehmen es uns einfach weg und damit aus.«

Die Mutter erwiderte nichts, sondern sie sah dem Kind zu, das angehalten hatte und durch die Zweige der Obstbäume hochblickte. Hinter den hohen Hügeln, über den Bäumen, war der Abendstern aufgegangen und leuchtete hell und klar.

»Sie gehört uns nicht mehr, sie hat uns nicht mehr gehört, seit sie hierherkamen und sagten, daß sie Priesterin bei den Gräbern sein muß. Warum siehst du denn das nicht ein?« Seine Stimme war rauh, Bitternis und Kummer lagen darin. »Du hast vier andere Kinder. Die bleiben dir, dieses hier mußt du hergeben. Deswegen häng dich nicht an sie. Laß sie gehen!«

»Wenn die Zeit kommt, dann werde ich sie gehen lassen«, sagte die Frau. Sie neigte sich hinunter, um das Kind, das auf kleinen, nackten, weißen Füßen durch den Schlamm rannte, in ihren Armen aufzufangen. Als sie sich umwandte, um die Hütte zu betreten, beugte sie ihren Kopf und küßte das Haar des Kindes, das schwarz war; ihr eigenes Haar, im flackernden Feuerlicht, glänzte hell.

Der Mann stand noch draußen. Seine nackten Füße berührten den kalten Boden, und über ihm verdunkelte sich der klare Frühlingshimmel. Sein Gesicht, im Dämmerlicht, war voll Schmerz, ein dumpfer, schwerer, wütender Schmerz, den er niemals in Worten

würde ausdrücken können. Schließlich zuckte er die Achseln und folgte seiner Frau in den vom Feuer erhellten Raum, der mit Kinderstimmen erfüllt war.

1
DIE VERZEHRTE

Der einzelne, hohe, schrille Ton eines Hornes ertönte und verklang. Die Stille, die folgte, war nur vom Tritt vieler Füße unterbrochen, die mit dem gleichmäßigen Takt einer Trommel, im Herzschlagrhythmus, Schritt hielten. Durch Sprünge in der Decke des Thronsaales und durch Löcher zwischen den Säulen, wo ein ganzes Stück Mauerwerk und Kacheln herausgebrochen waren, fielen schräge, zaghafte Sonnenstrahlen. Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang. Die Luft war ruhig und kalt. Die abgestorbenen Blätter des Unkrautes, das sich durch die Marmorfliesen hochgezwängt hatte, waren vom Reif bedeckt und raschelten, als sie von den langen, dunklen Gewändern der Priesterinnen berührt wurden.

Sie bewegten sich vorwärts, durch die Riesenhalle, in Viererreihen, zwischen den doppelten Reihen der Säulen. Die Trommel schlug dumpf. Keine Stimme war zu hören, kein Auge blickte auf. Fackeln, von schwarzgekleideten Mädchen getragen, brannten rötlich im Sonnenlicht, heller im dazwischenliegenden Dämmerlicht. Draußen, auf den Stufen, die zu der Thronhalle führten, standen die Männer — Wachposten, Trommler, Trompeter, aber nur Frauen schritten durch die großen Portale, in schwarzen Umhängen, mit der Kapuze über dem Kopf, und bewegten sich langsam, in Viererreihen, auf den leeren Thron zu.

Zwei große Frauen erschienen, riesenhaft in ihren schwarzen Gewändern, die eine hager und steif, die andere schwer und schwankend, wenn sie ihre Füße aufsetzte. Zwischen ihnen schritt ein ungefähr sechs Jahre altes Kind. Es trug ein glattes, weißes, ärmelloses Gewand. Der Kopf, die Arme und die Beine waren unbedeckt, und es war barfuß. Es sah sehr klein aus. Am Fuße der Stufen, die zum Thron hinaufführten, wo die anderen in dunklen Reihen wartend standen, hielten die beiden großen Frauen an. Sie gaben dem Kind einen kleinen Stoß.

Der Thron, der sich oben erhob, war zu beiden Seiten von Schwärze umgeben, Riesennetze der Dunkelheit, die vom Dachgestühl zu fallen schienen. Ob es Vorhänge oder nur Schatten waren, blieb dem Auge verborgen. Der Thron selbst war schwarz, an den Armlehnen und der Rückenlehne schimmerte es schwach von Gold und Edelsteinen. Er war riesig. Ein Mensch hätte darin wie ein Zwerg ausgesehen. Er war nicht nach menschlichen Dimensionen gemessen. Er stand leer. Nichts saß darin außer den Schatten.

Allein kletterte das Kind vier von den sechs Stufen aus rotem

Marmor hinauf. Sie waren so breit und hoch, daß es beide Füße auf eine Stufe heben mußte, bevor es die nächste in Angriff nehmen konnte. Auf der mittleren Stufe, direkt vor dem Thron, stand ein einfacher Holzblock, der oben ausgehöhlt war. Das Kind ließ sich auf beide Knie nieder, legte den Kopf in die Höhlung und wandte sich ein wenig zur Seite. Es kniete, ohne sich zu bewegen.

Eine Gestalt, in weiße Wolle gekleidet und gegürtet, trat plötzlich aus den Schatten rechts vom Thron hervor und schritt die Stufen herab auf das Kind zu. Das Gesicht war von einer weißen Maske bedeckt. In der Hand hielt sie ein Schwert aus glänzendem Stahl, fünf Fuß lang. Ohne ein Wort zu sprechen und ohne zu zögern schwang sie das Schwert mit beiden Händen in die Höhe und hielt es über den Hals des kleinen Mädchens. Die Trommeln verstummten.

Als das Schwert den höchsten Punkt erreicht hatte und einen Augenblick regungslos ragte, eilte eine schwarzgekleidete Gestalt von der linken Seite des Thrones die Stufen herab und hielt den Opfernden mit dünnen Armen fest. Die scharfe Schneide des Schwertes glitzerte in halber Höhe. Sie standen einen Augenblick regungslos, wie Tänzer in der Balance, über dem regungslosen Kind, dessen Hals zwischen den auf die Seite gefallenen schwarzen Haaren weiß schimmerte.

In der Stille eilten beide wieder die Stufen hinauf und verschwanden in der Dunkelheit hinter dem Riesenthron. Eine Priesterin näherte sich und goß Flüssigkeit aus einer Schüssel neben das knieende Kind. Der Fleck sah schwarz aus in der Düsternis des Saales.

Das Kind richtete sich auf und mühte sich die vier Stufen wieder hinunter. Als es unten angelangt war, zogen ihm die beiden großen Priesterinnen einen schwarzen Umhang mit Kapuze an und kehrten es um, so daß es die Stufen, den Fleck und den Thron sah.

»O mögen die Namenlosen das Mädchen annehmen, wahrlich die Eine, geboren ohne Namen. Mögen sie ihr Leben und die Jahre ihres Lebens hinnehmen, bis der Tod sie ereile, der auch ihnen geweiht ist. Möge sie ihnen gefallen. Sie werde verzehrt.!«

Andere Stimmen, schrill und grell wie Trompeten, antworteten: »Sie ist verzehrt! Sie ist verzehrt!«

Die Kleine blickte mit bang geweiteten Augen unter ihrer Kapuze hervor hinauf auf den Thron. Die Edelsteine, welche die klauenförmigen Armlehnen und die Rückenlehne zierten, waren mit Staub bedeckt, und die Schnitzereien der Rückenlehne waren mit Spinnweben behangen und mit weißgrauen Flecken getupft, die von Eulenmist herrührten. Die drei höchsten, direkt zum Thron führenden Stufen, die sich über die Stufe erhoben, auf der sie kniete, waren noch nie von menschlichen Füßen betreten worden. Sie waren so dick mit Staub bedeckt, daß sie wie Rechtecke aus grauer Erde aussahen, und

der rotgeäderte Marmor, der unter der unberührten, unbetretenen Ablagerung ungezählter Jahre lag, war völlig verborgen.

»Sie ist verzehrt! Sie ist verzehrt!«

Jetzt begann die Trommel wieder zu dröhnen, in schnellerem Takt als zuvor.

Schweigend setzte sich die Prozession wieder in Bewegung, vom Thron sich entfernend, dem hellen Viereck des offenen Portales im Osten entgegen. Zu beiden Seiten ragten die mächtigen Säulen empor, wie die Waden riesiger, bleicher Beine, die sich im dunklen Dämmerlicht unter der Decke verloren. Das kleine Mädchen schritt zwischen den Priesterinnen. Schwarzgekleidet wie diese, setzte es, tiefernst, einen Fuß vor den andern und schritt über das bereifte Unkraut, über die eiskalten Steinplatten. Als Sonnenstrahlen durch das schadhafte Dach auf seinen Weg fielen, blickte es nicht einmal auf.

Die Posten hatten die Portale weit geöffnet. Die schwarze Prozession kam heraus in das kalte, klare Licht und in den Wind des frühen Morgens. Die Sonne in der riesigen Weite des östlichen Himmels blendete die Augen. Die Berge im Westen und die Fassade der Thronhalle warfen das gelbe Licht zurück. Die anderen Gebäude am Fuße des Hügels lagen noch in violettem Schatten, nur der Tempel der göttlichen Brüder, der auf der anderen Seite des Weges, auf einer kleinen Erhebung stand, leuchtete: sein Dach war neu vergoldet und warf das Tageslicht in seiner ganzen Pracht zurück. Der schwarze Zug der Priesterinnen, in Viererreihen, bewegte sich langsam den Gräberhügel hinunter, und während sie sich vorwärts bewegten, begannen sie leise zu singen. Die Melodie hatte nur drei Noten, und das Wort, das sie laufend wiederholten, war so alt, daß es seine Bedeutung verloren hatte, es war wie der Wegweiser, der noch stand, nachdem der Weg selbst längst verschwunden war. Ununterbrochen sangen sie das leere Wort. An diesem Tag, an dem die Wiederkunft der Priesterin gefeiert wurde, verstummte das Singen nicht; er war erfüllt vom leisen Gesang der Frauenstimmen, von einem unaufhörlichen, gleichförmigen, summenden Geräusch.

Das kleine Mädchen wurde von Zimmer zu Zimmer, von Tempel zu Tempel geführt. An einer bestimmten Stelle wurde Salz auf seine Zunge gestreut, an einer anderen wurde sein Haar kurz geschnitten und mit Öl und gewürztem Essig gewaschen; an einem bestimmten Ort legte es sich mit dem Gesicht nach unten auf einen Block aus schwarzem Marmor hinter einem Altar, während Stimmen einen schrillen Trauergesang anstimmten. Weder die Kleine noch eine der anderen Priesterinnen aßen noch tranken sie Wasser den ganzen Tag lang. Als der Abendstern am Himmel aufging, wurde das kleine Mädchen nackt in ein Bett gelegt, zwischen Decken aus Schafspelzen, in einem Raum, in dem es noch nie zuvor geschlafen hatte. Er befand

sich in einem Haus, das jahrelang verschlossen gewesen war und erst an diesem hohen Tag aufgeschlossen wurde. Der Raum war klein, aber sehr hoch und hatte keine Fenster. Ein Geruch des Todes hing in der Luft, unbeweglich und unheimlich. Die schweigenden Frauen ließen das Kind allein in diesem Gemach.

Das Mädchen lag, ohne sich zu bewegen, wie man es ins Bett gesteckt hatte. Seine Augen waren weit geöffnet. Lange lag es so.

Es sah einen Lichtschein an der hohen Wand zittern. Irgend jemand kam den Gang entlang, mit einem kleinen Licht aus Schilfrohr in der Hand, das er verbarg, so daß es nicht größer als ein Leuchtkäfer war. Heiser flüsterte es: »Psst, bist du da, Tenar?«

Das Kind antwortete nicht.

Ein Kopf erschien unter der Tür, ein seltsamer Kopf, ohne Haare und so glatt wie eine geschälte Kartoffel, und in der gleichen Farbe. Auch die Augen waren kartoffelartig, klein und braun. Die Nase verschwand zwischen großen, glatten Wangenpolstern, und der Mund war ein Schlitz ohne Lippen. Das Kind starrte in das Gesicht, ohne sich zu regen. Die Augen waren groß und dunkel und bewegten sich nicht.

»He, Tenar, mein kleiner Honigkuchen, da bist du ja!« Die Stimme war heiser, so hoch wie die einer Frau, aber es war keine Frauenstimme. »Ich sollte ja nicht hier sein. Ich gehöre nicht hierher. Ich sollte auf der Veranda bleiben, ich gehe auch wieder zurück. Aber ich muß doch schauen, wie es meiner kleinen Tenar geht nach diesem langen, anstrengenden Tag. Ah, wie geht es meinem kleinen Honigkuchen?«

Er bewegte sich auf das Mädchen zu, langsam und füllig, und streckte seine Hand aus, als wolle er ihm die Haare zurückstreichen.

»Ich bin nicht mehr Tenar«, sagte das Kind und starrte ihn an. Seine Hand hielt inne, er berührte es nicht.

»Nein«, sagte er flüsternd nach einer Weile. »Ich weiß, ich weiß. Jetzt bist du die kleine Verzehrte. Aber ich …«

Das Mädchen sagte nichts.

»Es war ein anstrengender Tag für so ein kleines Mädchen«, sagte der Mann und bewegte sich unschlüssig hin und her, das flackernde kleine Licht in seiner großen gelben Hand haltend.

»Du solltest nicht in diesem Haus sein, Manan.«

»Nein, nein, ich weiß. Ich sollte nicht in diesem Haus sein. Nun, gute Nacht, Kleines … Gute Nacht.«

Das Kind erwiderte nichts. Manan wandte sich langsam um und ging fort. Das Licht erstarb an den hohen Wänden der Zelle. Das kleine Mädchen, das keinen Namen mehr hatte außer *Arha,* die Verzehrte, lag auf dem Rücken und blickte unentwegt in die Dunkelheit.

2
DIE MAUER UM DIE STÄTTE

Als sie älter wurde, verlor sie alle Erinnerung an ihre Mutter, doch sie war sich nicht bewußt, daß sie die Erinnerung verlor. Sie gehörte hierher an diese Gräberstätte, sie kannte nichts anderes als diese Gräberstätte. Nur manchmal, an den langen Juliabenden, wenn sie die Berge betrachtete, die sich so trocken und löwenfarben im Westen erhoben und nach dem Sonnenuntergang noch kurz aufglühten, dann erinnerte sie sich an ein Feuer, das einmal, lange war es schon her, in einem Herd in der gleichen Farbe gebrannt hatte. Und daran knüpfte sich die Erinnerung an Arme, die sie gehalten hatten, und das kam ihr seltsam vor, denn hier wurde sie fast nie berührt. Mit der Erinnerung kam der Duft frisch gewaschener Haare, die in Salbeiwasser gespült worden waren, langer, blonder Haare, hell wie der Sonnenuntergang und glänzend wie das Feuerlicht. Das war alles, was ihr verblieben war.

Natürlich wußte sie mehr als nur diese spärlichen Bilder, denn man hatte ihr die ganze Geschichte erzählt. Als sie sieben oder acht Jahre alt war und zum ersten Mal wissen wollte, wer nun eigentlich diese Person, die sie »Arha« nannten, war, ging sie zu dem, der für sie sorgte, dem Wärter Manan, und sagte zu ihm: »Erzähl mir, wie man mich gewählt hatte, Manan!«

»Ach, das weißt du doch, Kleines!« Er hatte recht, natürlich wußte sie es. Die große Priesterin Thar hatte es ihr so oft mit ihrer trockenen Stimme vorgesprochen, daß sie die Worte auswendig kannte, und sie begann es vorzutragen: »Ja, ich weiß. Nach dem Tode der Einen Priesterin der Gräber von Atuan wird das Zeremoniell der Beerdigung und der Reinigung innerhalb eines Monats, dem Kalender des Mondes folgend, abgehalten. Danach begeben sich bestimmte Priesterinnen und Aufseher der Gräberstätte in die Wüste und gehen in die Städte und Dörfer von Atuan, suchend und fragend. Sie forschen nach einem kleinen Mädchen, das in dergleichen Nacht, in der die Priesterin verschied, geboren wurde. Haben sie ein Kind gefunden, so warten sie und beobachten es. Das Kind muß geistig und körperlich gesund sein, darf nicht Rachitis oder Pocken gehabt haben noch irgendeine mißliche Körperbildung aufweisen; es darf auch nicht blind sein. Wenn es fünf Jahre alt geworden ist und bis dahin keinen Schaden erlitten hat, dann weiß man, daß der Körper dieses Kindes wahrhaftig der neue Körper der Priesterin ist, die gestorben war. Und die Existenz des Kindes wird dem Gottkönig zu Awabad zur Kenntnis gebracht, und es wird hierhergeholt und ein Jahr lang unterrichtet.

Und am Ende dieses Jahres wird es in die Thronhalle geführt, und sein Name wird von ihm genommen und denen zurückgegeben, die seine Meister sind, den Namenlosen: denn es ist wahrlich die Namenlose, die Priesterin, die ewig wiederkehrt.«

Das war, Wort für Wort, was ihr Thar erzählt hatte, und nie hatte sie gewagt, weitere Fragen zu stellen. Die hagere Priesterin war nicht grausam, aber sie war kalt und lebte nach ehernen Gesetzen. Arha hatte Angst vor ihr. Aber vor Manan fürchtete sie sich nicht, ganz im Gegenteil, ihm konnte sie gebieten: »Jetzt erzähl mir, wie *Ich* gewählt wurde!« Und dann wiederholte Manan die Geschichte, die er ihr schon so oft erzählt hatte.

»Am dritten Tage nach dem Neumond sind wir von hier weggegangen und haben uns nach Osten und Westen gewandt. Die letzte Arha war nämlich am dritten Tag nach dem Neumond, vor einem Monat also, gestorben. Zuerst gingen wir nach Tenakbah, das ist eine große Stadt, obgleich diejenigen, die beide Städte kennen, sagen, daß sie nicht größer als ein Floh zu einem Rind sei, wenn man sie mit Awabad vergleicht. Aber mir ist Tenakbah groß genug, es muß dort tausend Häuser geben! Von dort gingen wir nach Gar. Aber niemand in diesen Städten hatte ein kleines Mädchen, das vor einem Monat, am dritten Tag nach dem Neumond, geboren war. Einige hatten Jungen, aber Jungen kommen nicht in Frage … Dann gingen wir in das Bergland nördlich von Gar, in die Städte und Dörfer, die dort liegen. Ich komme von dort her, dort in den Bergen bin ich geboren. Es gibt dort Flüsse, und das Land ist grün, ganz anders als diese Wüste hier.« Immer, wenn er an diese Stelle kam, lag in Manans heiserer Stimme ein seltsamer Unterton, und er machte eine Pause und fuhr dann fort: »Und dann suchten wir alle Eltern auf, die Säuglinge hatten, die im vergangenen Monat geboren wurden. Manche logen uns an. ›O ja, unser kleines Mädchen ist drei Tage nach dem Neumond auf die Welt gekommen!‹ Denn, weißt du, arme Leute werden ihre kleinen Mädchen gerne los. Andere wiederum, die in den einsamen Hütten zwischen den Bergen wohnten, waren so arm, daß sie die Tage nicht zählten und kaum wußten, in welchem Monat sie lebten. Die wußten natürlich nicht genau, wie alt ihr Kind war. Aber wir haben letzten Endes immer die Wahrheit herausgefunden, wir mußten nur lange genug fragen. Es war manchmal mühsam. Schließlich fanden wir ein kleines Mädchen, in einem Dorf von nicht mehr als zehn Häusern, das an den Obstfeldern westlich von Entat lag. Es war acht Monate alt. So lange waren wir schon unterwegs. Es war in der Nacht geboren, in der die Priesterin verschieden war, und dazu noch zur Stunde ihres Todes. Das Kind sah gut aus, aufrecht saß es auf den Knien seiner Mutter und blickte uns alle aufmerksam an. Wir hatten uns alle in den einzigen Raum der Hütte gedrängt, wie

Fledermäuse in eine Höhle! Der Vater war arm. Er versorgte die Apfelbäume auf den Feldern der Reichen, und außer seinen fünf Kindern und einer Ziege gehörte ihm nichts. Selbst das Haus war nicht sein eigenes. Da standen wir nun alle, zusammengepfercht, und man merkte am Tuscheln der Priesterinnen und an den Blicken, die sie auf das Kind warfen, daß sie glaubten, die Wiedergeborene endlich gefunden zu haben. Auch die Mutter merkte es. Sie hielt das Kind nur fester in ihren Armen und sagte kein Wort. Na, und am nächsten Tag kamen wir zurück. Und da schau her! Das kleine Mädchen mit seinen munteren Augen lag in seinem Bettchen auf Stroh und schrie und weinte, und ihr Körper war mit roten Fieberflecken bedeckt, und die Mutter rang die Hände und weinte lauter als das Kind: »O weh! O weh! Mein Kind hat die Hexenfinger!« So nannte sie die Krankheit, die man sonst als die Pocken bezeichnet. In meinem Dorf sagen sie auch Hexenfinger dazu. Aber Kossil, die jetzt Hohepriesterin beim Gottkönig ist, ging an das Bett und hob das Kind in die Höhe. Wir anderen waren alle zurückgewichen, ich auch. Mein Leben gilt mir ja nicht viel, aber wer betritt schon gern ein Haus, in dem die Pocken umgehen? Kossil hob das Kind in die Höhe und sagte: ›Sie hat kein Fieber.‹ Und dann spuckte sie auf ihren Finger und rieb an einer roten Stelle herum, bis sie verschwand. Es war nichts als Beerensaft. Die arme, dumme Mutter hatte geglaubt, daß sie uns an der Nase herumführen könne, um ihr Kind zu behalten!« Manan schüttelte sich vor Lachen, sein gelbes Gesicht veränderte sich kaum, aber er hielt sich die Seiten. »Ihr Mann hat sie dann geschlagen, denn er fürchtete den Zorn der Priesterinnen. Und dann sind wir wieder in die Wüste hierher zurückgekehrt, aber jedes Jahr ging einer von der Stätte in das Dorf zurück, das zwischen den Feldern voll Apfelbäumen lag, um zu sehen, wie sich das Kind entwickelte. So vergingen fünf Jahre, und dann machten sich Thar und Kossil auf, von den Tempelgarden und den Soldaten im roten Helm begleitet, die vom Gottkönig gesandt wurden, um das Mädchen sicher zurückzubringen. Sie brachten das Kind hierher, denn es war wirklich die Priesterin und sie gehörte hierher an die Gräberstätte. Und wer war das Kind, eh, Kleines?«

»Ich«, sagte Arha und schaute in die Ferne, als wolle sie etwas sehen, das nicht mehr da war, etwas, das nicht mehr sichtbar war.

Einmal fragte sie: »Was hat denn die … die Mutter getan, als sie kamen, um das Kind wegzunehmen?«

Manan wußte es nicht, er hatte die Priesterinnen auf dieser letzten Fahrt nicht begleitet.

Und sie konnte sich nicht mehr daran erinnern. Was nützte es auch, sich daran zu erinnern? Es war vorbei, all das war vorbei. Sie war dort angekommen, wo sie ankommen mußte. So war es vorherbestimmt. Von der ganzen Welt kannte sie nur diesen einen Ort:

die Stätte, wo sich die Gräber von Atuan befanden.

Während des ersten Jahres wohnte sie mit den anderen Mädchen, die im Alter zwischen vier und vierzehn waren, in dem großen Schlafsaal. Aber selbst dort wurde Manan von den anderen zehn Wärtern getrennt und dazu bestimmt, nur für sie allein zu sorgen, und ihr kleines Bett wurde in einer Nische aufgestellt, die etwas abseits lag in dem langgezogenen Schlafsaal mit den mächtigen, niedrigen Deckenbalken, der ein Teil des Großhauses war, wo die Mädchen kicherten und flüsterten, bevor sie einschliefen, wo sie gähnten und sich gegenseitig die Haare flochten im grauen Licht der Morgendämmerung. Aber nachdem man ihr den Namen weggenommen hatte, und sie Arha wurde, schlief sie allein in dem Kleinhaus, in dem Bett und in dem Zimmer, das sie bis ans Ende ihrer Tage innehaben würde. Das Haus gehörte ihr allein, es war das Haus der Einen Priesterin, und niemand durfte es ohne ihre Erlaubnis betreten. Als sie noch klein war, gefiel es ihr, wenn Leute demütig anklopften und sie dann sagen konnte: »Treten Sie ein!«, und es ärgerte sie, daß die beiden Hohepriesterinnen Kossil und Thar eintraten, ohne anzuklopfen, denn die sahen es als selbstverständlich an, daß sie das Recht dazu hatten.

So vergingen die Tage und die Jahre und alle waren sich ähnlich. Die Mädchen der Gräberstätte hatten Unterricht oder sie mußten sich in irgendeiner Geschicklichkeit üben. Spielen durften sie fast nie. Sie hatten auch keine Zeit dazu. Sie lernten die sakralen Lieder und Tänze, die Geschichte des Kargadreiches und die Mysterien des Gottes, dem sie geweiht waren: das konnte der Gottkönig sein, der über Awabad herrschte, oder die Zwillingsbrüder Atwah und Wuluah. Arha allein lernte die Mysterien der Namenlosen, und nur ein Mensch konnte sie die lehren: die Hohepriesterin Thar, die den Zwillingsgöttern diente. Täglich verbrachte sie eine Stunde mit ihr, manchmal dauerte es auch länger, aber den Rest des Tages war sie mit den anderen Mädchen beisammen und mußte arbeiten. Mit ihnen zusammen mußte sie lernen, Schafwolle zu spinnen und zu weben, Linsen, Buchweizen, grobgemahlen für Grütze und feingemahlen für ungesäuertes Brot, Zwiebeln und Kohl anzupflanzen, zu ernten und zuzubereiten, Ziegenkäse herzustellen, Honig zu sammeln und Äpfel zu verwerten.

Das Schönste und Begehrteste war die Erlaubnis, angeln gehen zu dürfen in dem trüben, grünen Fluß, der eine halbe Meile nordöstlich der Stätte durch die Wüste floß. Dort den ganzen Tag in der Sonne zu sitzen, mit einem Apfel und einem Buchweizenkuchen, und dem Sonnenlicht im Schilf zuzuschauen und den langsam dahinfließenden grünen Fluß zu beobachten und die Wolkenschatten an den Bergen, wie sie sich langsam veränderten, war das höchste Vergnügen, das sie

kannte. Aber wenn man aufschrie vor Aufregung, wenn die Schnur sich spannte und man einen flachen, glitzernden Fisch aus dem Wasser schwang und ihn ans Ufer warf, damit er in der Luft ersticke, dann zischelte Mebbeth wie eine Natter: »Sei ruhig, du dumme Kröte!« Mebbeth, die im Tempel des Gottkönigs diente, war dunkelhaarig und dunkelhäutig und noch ziemlich jung, aber im Wesen war sie so hart wie Obsidian. Angeln tat sie mit Leidenschaft. Mit ihr mußte man sich gut stellen und nie einen Laut von sich geben, sonst wurde man nie mehr mit zum Angeln genommen, und man sah den Fluß nur noch im Sommer, wenn das Wasser der Brunnen so niedrig stand, daß man das Wasser aus dem Fluß schöpfen mußte. Das war eine mühselige Arbeit, dieses Wasserholen! Eine halbe Meile mußte man durch die weißglühende Hitze hinunter zum Fluß trotten, dort die beiden Eimer an der Tragstange füllen, und dann so schnell es ging wieder hinauf zur Stätte eilen. Die ersten hundert Schritte waren einfach, dann aber wurden die Eimer immer schwerer und die Stange drückte und brannte wie ein glühender Stab auf den Schultern, und das weiße heiße Licht wurde von der kahlen Straße zurückgeworfen und mit jedem Schritt wurde es mühseliger. Endlich, wenn man den kühlenden Schatten des Hofes hinter dem Großhaus erreicht hatte, wo sich der Gemüsegarten befand, konnte man die beiden Eimer in die Zisterne schütten, daß das Wasser aufspritzte, nur um sich dann wieder umzuwenden und alles noch einmal zu wiederholen, und noch einmal, und noch einmal.

Innerhalb der Stätte — es bedurfte keines anderen Namens, denn es war die älteste und heiligste aller Gräberstätten in den vier kargischen Ländern — wohnten ein paar hundert Menschen. Es gab einige Gebäude: drei Tempel, das Großhaus, das Kleinhaus, das Quartier für die Eunuchen, und gleich außerhalb der Mauer die Baracken der Posten und die zahlreichen Sklavenhütten, die Lagerschuppen, die Pferche für die Schafe und Ziegen und die Scheunen. Von weitem, von den dürren Hügeln im Westen aus, auf denen nur Salbei, Büschel von Stachelgras, unscheinbares Unkraut und einige andere Kräuter wuchsen, sah es wie eine kleine Stadt aus. Selbst von den Ebenen im Osten aus konnte man, hinaufschauend, das Golddach des Tempels der Brüdergötter sehen, das unten am Berg funkelte und glänzte wie ein glitzerndes Körnchen im Felsgestein.

Der Tempel selbst war ein viereckiger, fensterloser Würfel aus Stein, weiß verputzt, mit einer niedrigen Veranda und einer kleinen Tür. Eindrucksvoller und Hunderte von Jahren jünger war der etwas unterhalb davon errichtete Tempel des Gottkönigs. Er hatte ein großes Portal mit mächtigen weißen Säulen, deren Kapitelle bemalt waren — jede Säule war aus dem Stamm einer einzigen Zeder geschnitzt, die per Schiff von Hur-at- Hur hergebracht und von zwanzig Sklaven

unter großen Anstrengungen über die ausgedorrte Ebene an die Stätte geschleppt worden waren. Ein Reisender, der sich vom Osten der Stätte näherte, würde erst das Golddach und die hellglänzenden Säulen wahrnehmen, bevor er, weiter oben, den ältesten Tempel seiner Rasse sah: das riesige, niedrige Bauwerk, das die Thronhalle darstellte, deren Wände geflickt und zerbröckelt waren, und deren Kuppel verfiel.

Hinter diesem Gebäude und entlang dem Bergkamm zog sich eine wuchtige Steinmauer hin, die einst mit Mörtel gebaut und jetzt an vielen Stellen beschädigt war. Innerhalb des Halbkreises, den die Mauer beschrieb, befanden sich einige schwarze Steine, ungefähr sechs bis sieben Meter lang, die sich wie riesige Finger aus der Erde hochreckten. Wenn das Auge die Steine einmal wahrgenommen hatte, so wandte es sich ihnen unwillkürlich immer wieder zu. Daß sie nicht zufällig dort standen, sondern eine Bedeutung hatten, war offensichtlich. Doch was sie bedeuteten, wußte niemand mehr. Neun Steine waren es insgesamt. Einer stand kerzengerade, die andern neigten sich etwas, zwei lagen auf der Erde. Sie waren mit grauen und orangefarbenen Flechten überzogen, und es sah aus, als seien sie mit Farbe verspritzt. Nur einer war frei davon, er war nackt und schwarz, und wenn man ihn anfaßte, spürte man, wie glatt er war. An den anderen konnte man unter den Flechten unbestimmte Reliefs sehen oder mit den Fingern fühlen — unbekannte Figuren und Formen. Diese neun Steine waren die Gräber von Atuan. Es wird behauptet, daß sie schon standen, als der erste Mensch auf der Welt erschien, und bevor die Erdsee erschaffen wurde. In der Dunkelheit waren sie aufgestellt worden, als die Länder aus der Tiefe des Meeres emporgehoben wurden. Sie waren älter als die Gottkönige von Kargad, älter als die Zwillingsgötter, älter als das Licht. Sie waren Gräber von denjenigen, die herrschten, bevor die Welt der Menschen erschaffen wurde, von denjenigen, die keine Namen hatten, und wer ihnen diente, hatte ebenfalls keinen Namen.

Arha ging nicht oft dorthin. Außer ihr setzte niemand den Fuß auf den Boden, wo die Steine standen, dort auf dem Berg, innerhalb der Mauer, hinter der Thronhalle. Zweimal im Jahr, beim Vollmond, der der Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche am nächsten lag, wurde vor dem Thron ein Opfer dargebracht, und Arha trat aus der Hintertür mit einer Schüssel voll dampfendem Ziegenblut. Dies mußte sie ausgießen, die Hälfte ans Fundament des aufrecht stehenden Steines, den Rest über einen der umgefallenen Steine, der halb im Boden vergraben lag und von dem vergossenen Blut von Jahrhunderten befleckt war.

Manchmal ging Arha ganz allein im frühen Morgenlicht hinauf zu den Steinen und versuchte herauszufinden, was die undeutlichen

Erhöhungen und Vertiefungen der Skulpturen darstellten, die im Licht der fast waagrecht fallenden Strahlen der Morgensonne schärfer hervortraten. Manchmal aber saß sie auch nur und schaute hinüber zu den Bergen im Westen und hinunter auf die Dächer und Mauern der Stätte, die sich zu ihren Füßen erstreckte, und sie beobachtete, wie sich allmählich alles um das Großhaus und die Baracken herum zu regen begann, und wie die Schaf- und Ziegenherden ihren spärlichen Weiden beim Fluß zustrebten. Bei den Steinen gab es nichts zu tun. Sie kam nur hierher, weil sie allein nur hierherkommen durfte, und weil sie hier allein sein konnte. Es war im Grunde genommen ein abschreckender Ort. Selbst in der mittäglichen Hitze der Wüste war es kalt hier. Manchmal hörte man den Wind schwach pfeifen, wenn er zwischen den beiden Steinen durchblies, die nebeneinander standen und sich aneinanderlehnten, als hätten sie sich ein Geheimnis zuzuflüstern. Aber es wurden keine Geheimnisse erzählt.

Von der Gräbermauer zweigte eine andere, niedrigere Mauer ab, die einen weiten, ungleichmäßigen Halbkreis um den Hügel der Stätte beschrieb und sich dann nördlich, gegen den Fluß hin, verlor. Diese Mauer schien weniger um des Schutzes willen errichtet, eher um die Stätte in zwei Teile zu trennen. Auf der einen Seite standen die Häuser der Priesterinnen und Eunuchen, auf der anderen befanden sich die Quartiere der Posten und die Hütten der Sklaven, die das Land für die Stätte bebauten, die Herden hüteten und für Futter sorgten. Keiner, der dort wohnte, kam je auf die andere Seite der Mauer, nur an ganz heiligen Festtagen wohnten die Tamboure und Hornisten den Prozessionen der Priesterinnen bei, aber durch die Portale der Tempel traten sie nie. Kein anderer Mann setzte je seinen Fuß auf den inneren Bereich der Stätte. Vor Zeiten wurden Pilger, Könige und Häuptlinge aus den vier Ländern hier empfangen, die hier sakrale Zeremonien verrichteten. Vor 150 Jahren war der erste Gottkönig hierhergekommen, um das Ritual seiner eigenen Tempeleinweihung zu zelebrieren. Doch selbst er konnte nicht zu den Grabsteinen gehen, selbst er mußte außerhalb der Stätte essen und schlafen.

Die Mauer war leicht zu erklettern. Man mußte sich nur mit seinen Zehen an den verschiedenen Vorsprüngen und Vertiefungen festhalten. Die Verzehrte und ein Mädchen, das Penthe hieß, saßen eines Nachmittags im späten Frühling auf der Mauer. Beide waren zwölf Jahre alt. Eigentlich sollten sie im Websaal des Großhauses, einem riesigen, aus Stein gebauten Speicherraum, sein, und dort an den großen, mit schwarzen Kettfäden bespannten Webstühlen schwarzwollene Tücher für Priesterinnengewänder weben. Sie waren hinausgeschlüpft, um am Brunnen im Hof Wasser zu trinken, und dann hatte Arha gesagt: »Komm!«, und hatte das andere Mädchen den Hügel hinunter, um das Großhaus herum, und außer Sichtweite zu der

Mauer geführt. Jetzt saßen sie oben auf der Mauer und ließen ihre nackten Beine auf der anderen Seite hinunterhängen. Sie blickten über die endlose Ebene im Osten und im Norden.

»Ich würde gerne das Meer wiedersehen«, sagte Penthe.

»Wozu?« fragte Arha und kaute an dem sauren Stengel einer Milchblume, die sie von der Mauer gepflückt hatte. Das unfruchtbare Land hatte gerade die Blütezeit hinter sich. Die kleinen Blumen der Wüste, die rot, weiß und gelb kurze Zeit nahe am Boden geblüht hatten, waren verwelkt und überließen ihren feder- und schirmförmigen Samen dem Wind, um sich dann geschickt irgendwo festzuhaken. Unter den Apfelbäumen lagen Berge roter und weißer zerdrückter Blüten. Die Zweige aber waren grün, und es war das einzige Grün, das meilenweit um die Stätte herum zu finden war. Alles andere, von einem Horizont bis zum anderen, hatte die stumpfe, ockergelbe Farbe der Wüste, nur über den Bergen hing ein silberblauer Ton, der von dem blühenden Salbei herrührte.

»Oh, ich weiß nicht, wozu. Ich würde nur ganz gerne etwas anderes sehen. Hier ist alles so gleich. Nichts passiert.«

»Alles was geschieht, nimmt hier seinen Anfang«, sagte Arha.

»Ich weiß …, aber ich würde trotzdem gerne etwas geschehen sehen!«

Penthe lächelte. Sie war ein sanftes, zufriedenes Mädchen. Sie schwieg, während sie die Sohlen ihrer nackten Füße an dem sonnenwarmen Stein rieb. Schließlich sagte sie: »Weißt du, ich habe am Meer gewohnt, als ich klein war. Unser Dorf lag direkt hinter den Dünen, und manchmal gingen wir hinunter und spielten am Strand. Einmal, daran erinnere ich mich noch ganz deutlich, sahen wir eine ganze Flotte von Schiffen vorbeiziehen. Die Schiffe sahen aus wie Drachen mit roten Flügeln. Manche hatten richtige Hälse mit Drachenköpfen drauf. Sie sind an Atuan vorbeigesegelt, aber es waren keine kargischen Schiffe. Sie kamen aus dem Westen, aus den Innenländern, hat unser Dorfältester behauptet. Alle Leute kamen heruntergelaufen und haben ihnen nachgeschaut. Ich glaube, sie hatten Angst, daß die Schiffe landen könnten. Aber sie fuhren nur vorbei, niemand wußte, wohin sie zogen. Vielleicht nach Karego-At, um Krieg zu führen! Aber stell dir vor, die Schiffe kamen von den Inseln der Zauberer, wo alle Leute erdfarben sind und dich in Bann schlagen können, ohne viel Umstände zu machen!«

»Nicht m ich«, brauste Arha auf. »Ich hätte ihnen auch nicht nachgeschaut. Das sind schmutzige, verwerfliche Zauberer. Wie können die es wagen, so nahe an den Heiligen Ländern vorbeizusegeln?«

»Na ja, ich nehme ja an, daß der Gottkönig sie eines Tages besiegen und Sklaven aus ihnen machen wird. Aber ich wollte, ich

könnte das Meer wiedersehen. In den kleinen Wattentümpeln gab es winzige Kraken, und wenn man ›Bah!‹ schrie, dann wurden sie ganz weiß. — Dort kommt der alte Manan und sucht dich.«

Arhas Beschützer und Diener watschelte langsam an der inneren Seite der Mauer entlang. Ab und zu hielt er an, zupfte eine wilde Zwiebel aus dem Boden und tat sie zu dem schlaffen Bündel, das er in der Hand hielt. Er ließ seine kleinen, braunen, glanzlosen Augen umherwandern. Mit den Jahren war er noch dicker geworden, und seine unbehaarte, gelbe Haut glänzte in der Sonne.

»Rutsch auf der Männerseite halb herunter!« zischte Arha, und beide glitten so behende wie Eidechsen auf der anderen Seite der Mauer hinunter, bis sie von der Innenseite nicht mehr sichtbar waren. Sie hörten Manans langsame Schritte näherkommen.

»Kuckuck, Kartoffelkopf!« höhnte Arha leise, nicht viel lauter als der Wind, der durch das Gras strich.

Der schwere Schritt kam zum Stillstand. »Hallo, ist da jemand?« hörte man eine unsichere Stimme. »Kleines, bist du es? Arha?«

Alles blieb stumm.

Manan setzte sich wieder in Bewegung.

»Kuckuck! Kartoffelkopf!«

»Ha, Kartoffelbauch!« ahmte Penthe flüsternd nach und zog die Luft ein, um ihr Kichern zu unterdrücken.

»Ist jemand da?«

Alles blieb stumm.

»Na ja, ist schon gut«, seufzte der Eunuch, und er watschelte weiter. Als er hinter dem Hügel verschwunden war, kletterten die Mädchen wieder hinauf auf die Mauer. Penthes Gesicht war gerötet von der Anstrengung und vom Kichern, doch Arhas Augen loderten.

»Der blöde alte Hammel, überallhin trottet er mir nach!«

»Das muß er tun«, sagte Penthe verständnisvoll. »Dazu ist er da, er muß für dich sorgen, das ist seine Arbeit.«

»Diejenigen, denen ich diene, sorgen für mich. Ihnen stehe ich zu Diensten und sonst niemand. Die alten Weiber und die halben Männer sollten mich in Ruhe lassen. Ich bin die Eine Priesterin!«

Penthe starrte sie an. »Oh«, sagte sie kaum hörbar, »oh, ich weiß, daß du dies bist, Arha …«

Penthe blieb lange sitzen, ohne zu reden, sie seufzte nur manchmal, ließ ihre runden Beine baumeln und blickte über das weite, farblose Land, das zu ihren Füßen lag und sich ganz allmählich in einem riesigen, dunstigen Himmel verlor.

»Weißt du, es wird nicht mehr lange dauern, und dann wirst du hier herrschen«, sagte sie endlich mit sanfter Stimme. »In zwei Jahren sind wir keine Kinder mehr. Dann sind wir vierzehn. Ich komme dann in den Tempel des Gottkönigs, und für mich wird sich wenig ändern.

Du aber wirst dann erst richtige Hohepriesterin. Dann müssen dir selbst Kossil und Thar gehorchen.«

Die Verzehrte erwiderte nichts. Ihr Gesicht war unbeweglich. Ihre Augen unter den dunklen Brauen fingen das Himmelslicht auf und glänzten hell.

»Ich glaube, wir müssen zurückkehren«, sagte Penthe.

»Nein.«

»Aber die Webmeisterin sagt es vielleicht Thar, daß wir nicht da sind. Und bald wird es Zeit für die Neun Gesänge.«

»Ich bleibe hier, und du bleibst auch hier.«

»Dich bestrafen sie nicht, aber mich werden sie bestrafen«, sagte Penthe mit zaghafter Stimme. Arha gab keine Antwort. Penthe seufzte und blieb sitzen. Die Sonne versank im Dunst hoch über der Ebene. In der Ferne, auf dem weiten, leicht ansteigenden Land hörte man schwach das scheppernde Geräusch von Schafglocken und das Blöken der Lämmer. Der Frühlingswind wehte in kurzen, trockenen Böen und trug einen schwachen Duft mit sich.

Die Neun Gesänge waren schon fast beendet, als die beiden Mädchen zurückkehrten. Mebbeth hatte sie auf der »Männerseite« sitzen sehen und dies ihrer Oberin Kossil, der Hohepriesterin des Gottkönigs, hinterbracht.

Kossil hatte einen schweren Gang, und ihre Gesichtszüge bewegten sich kaum. Auch jetzt verzog sich ihr Gesicht nicht, als sie mit den beiden Mädchen sprach und ihnen gebot, ihr zu folgen. Sie führte sie durch die steinernen Gänge des Großhauses, durch die Eingangstür hinaus, und den Hügel zum Tempel von Atwah und Wuluah hinauf. Dort sprach sie mit Thar, der Hohepriesterin des Tempels, die so dürr, groß und hager war wie der Beinknochen eines Hirsches.

Kossil sagte zu Penthe: »Zieh dein Kleid aus!«

Sie schlug das Mädchen mit einer Rute aus Schilfrohr. An einigen Stellen blutete es. Penthe ertrug die Strafe ohne Geschrei, nur Tränen rannen ihr übers Gesicht. Sie wurde ohne Abendessen in den Websaal zurückgesandt, und auch am anderen Tag bekam sie nichts zu essen. »Wenn du noch einmal über die Männermauer kletterst, wirst du viel Schlimmeres erleben, merk dir das, Penthe!« sagte Kossil. Ihre Stimme war gelassen und ausdruckslos. Penthe antwortete: »Ja«, und schlüpfte davon. Sie zuckte zusammen und verzog das Gesicht, wenn das grobgewebte Gewand ihre offenen Striemen berührte.

Arha hatte neben Thar gestanden und zugesehen, wie Penthe geschlagen wurde. Jetzt sah sie zu, wie Kossil das Schilfrohr reinigte.

Thar sprach zu ihr: »Es ziemt sich nicht, daß man dich mit anderen Mädchen herumrennen und -klettern sieht. Du bist Arha.«

Sie stand blaß und trotzig da und gab keine Antwort.

»Es ist besser, du tust nur das, was du tun mußt. Du bist Arha.«

Einen Augenblick lang hob das Mädchen die Augen auf und blickte Thar und Kossil an, und in dem Blick lag solch ein Haß und solch eine Wut, daß man davor erschrecken konnte. Doch die hagere Priesterin blieb davon unberührt, es bestärkte sie nur in ihrer Gewißheit. Sie neigte sich etwas nach vorne und flüsterte: *»Du bist Arha.* Nichts blieb zurück. Alles wurde verzehrt.«

»Alles wurde verzehrt«, wiederholte das Mädchen, wie es die Worte täglich wiederholt hatte, jeden Tag, seit es sechs Jahre alt war.

Thar neigte leicht den Kopf, und Kossil tat das gleiche, als sie die Rute weglegte. Das Mädchen verbeugte sich nicht, sondern drehte sich um und verließ den Raum.

Nach dem Essen, das aus Kartoffeln und neuen Zwiebeln bestand und in dem langen, schmalen, dunklen Refektorium schweigend eingenommen wurde, nach dem Singen der Abendhymne und nachdem die Türen mit heiligen Worten geweiht worden waren und das Ritual des Unaussprechlichen gefeiert worden war, nahm die Arbeit für diesen Tag ein Ende. Jetzt durften die Mädchen in den Schlafsaal hinaufgehen und sich mit Würfel- oder Stabspielen vergnügen, solange das einzige Licht aus Binsenrohr brannte. Danach konnten sie miteinander von Bett zu Bett flüstern. Arha machte sich — wie jeden Abend — auf und ging über die Höfe und Hänge der Stätte zum Kleinhaus, wo sie allein schlief.

Der Abendwind trug einen süßen Duft mit sich. Die Sterne des Frühlings waren dicht gesät, wie Margeriten auf einer Wiese. Aber das Mädchen konnte sich nicht mehr an Wiesen erinnern. Es blickte nicht auf.

»Hoppla, Kleines!«

»Manan«, sagte Arha gleichgültig.

Der mächtige Schatten gesellte sich ihr zu, das Sternenlicht glänzte auf seiner Glatze.

»Haben sie dich bestraft?«

»Ich kann nicht bestraft werden.«

»Nein … Das stimmt …«

»Sie können mich nicht bestrafen. Sie wagen es nicht.«

Er stand da, mit seinen großen plumpen Händen, die an den Seiten herunterhingen, enorm und undeutlich. Sie roch wilde Zwiebeln und den verschwitzten, mit Salbei gemischten Geruch seines alten, schwarzen Umhangs, der am Saum zerrissen und zu kurz für ihn war.

»Sie können mich nicht berühren. Ich bin Arha«, sagte sie mit schriller, heftiger Stimme und begann zu weinen.

Die großen, wartenden Hände kamen hoch und zogen sie zu ihm, und er hielt sie sachte und strich über ihre geflochtenen Haare. »Schon

gut, schon gut, kleiner Honigkuchen, kleines Mädchen …« Sie hörte seine heisere Stimme, die tief aus seiner Brust kam, und sie hängte sich an ihn. Ihre Tränen versiegten bald, aber sie klammerte sich an Manan, als könne sie nicht allein stehen.

»Armes kleines Ding«, flüsterte der und hob sie hoch, trug sie zur Tür des Hauses, in dem sie allein schlief. Er stellte sie auf den Boden.

»Ist es wieder besser, Kleines?«

Sie nickte und wandte sich um und betrat das dunkle Haus.

3
DIE GEFANGENEN

Kossil kam gemessenen und schweren Schrittes den Gang des Kleinhauses herunter. Die große, massive Gestalt füllte den Türrahmen, schrumpfte etwas, als sich die Priesterin verneigte und mit einem Knie den Boden berührte, und schwoll dann wieder zu ihrem vollen Umfang an, als sie sich aufrichtete.

»Herrin!«

»Was ist los, Kossil?«

»Es ist mir gestattet, bisher gewissen Pflichten nachzukommen, die in den Aufgabenkreis der Namenlosen fallen. Es wäre jetzt an der Zeit, daß meine Herrin diese Dinge, an die sie sich in diesem Leben noch nicht wieder erinnert hat, lernt, sieht und in die Hand nimmt, wenn es ihr genehm ist.«

Arha saß in ihrem fensterlosen Zimmer, angeblich um zu meditieren, in Wirklichkeit aber tat sie nichts und dachte auch an fast nichts. Es dauerte eine Weile, bis sich der starre, hochmütige Ausdruck ihres Gesichtes änderte. Doch schließlich belebte er sich, obwohl sie sich bemühte, dies zu verbergen. Sie sagte, und ihre Stimme war lauernd: »Das Labyrinth?«

»Das Labyrinth werden wir nicht betreten. Aber das untere Grab müssen wir durchqueren.«

In Kossils Stimme lag Furcht, doch das konnte gespielt sein, um Arha Angst einzuflößen. Das Mädchen ließ sich Zeit mit dem Aufstehen, dann sagte sie gleichgültig: »Gehen wir!« Aber in ihrem Herzen frohlockte sie, während sie der schweren Gestalt der Priesterin folgte: Endlich! Endlich bekomme ich mein eigenstes Reich zu Gesicht!

Sie war fünfzehn Jahre alt. Es war nun schon mehr als ein Jahr her, seit man sie in die Gemeinschaft der Frauen aufgenommen hatte und ihr die Privilegien der Einen Priesterin der Gräber von Atuan übergeben hatte. Von allen Priesterinnen des Kargadreiches war sie die Höchste, selbst der Gottkönig durfte ihr nichts befehlen. Alle verneigten sich und ließen sich aufein Knie nieder vor ihr, selbst die strenge Thar und Kossil. Alle sprachen in gewählten Worten zu ihr. Aber sonst hatte sich nichts geändert. Nichts ereignete sich. Als das Zeremoniell ihrer Weihe vorbei war, flossen die Tage genauso dahin, wie sie bisher dahingeflossen waren. Wolle mußte gesponnen, schwarzes Tuch mußte gewebt werden, Getreide mußte gemahlen und Ritualhandlungen mußten vollzogen werden, jeden Abend wurden die Neun Gesänge gesungen, die Türen mußten mit geweihten Namen

bedacht werden, zweimal im Jahr mußten die Steine mit Ziegenblut getränkt werden, und vor dem leeren Thron mußten die Tänze des dunklen Mondes getanzt werden. So war das Jahr verflossen, genau wie die Jahre zuvor, und würde sie so alle kommenden Jahre ihres Lebens verbringen?

Manchmal war ihre Langeweile so stark, daß sie wie von heimlichem Grauen erfaßt wurde. Es würgte sie in der Kehle. Vor nicht allzu langer Zeit hatte es sie getrieben, darüber zu reden. Sie mußte einfach darüber reden, sie konnte nicht mehr schweigen, oder sie würde wahnsinnig werden. Sie sprach mit Manan darüber. Ihr Stolz verbot es ihr, sich den anderen Mädchen anzuvertrauen, und die Vorsicht gebot ihr, den alten Frauen nichts davon zu sagen, aber bei Manan riskierte sie nichts, er war eine treue, alte Seele, ihm konnte sie alles sagen, gleichgültig was. Überraschenderweise hatte er eine Antwort:

»Weißt du, Kleines«, sagte er, »vor langer Zeit, bevor unsere vier Länder ein Reich wurden, bevor es einen Gottkönig gab, der über uns alle herrscht, gab es eine große Anzahl kleinerer Könige, Prinzen und Häuptlinge. Die stritten sich laufend untereinander. Und dann kamen sie hierher, um ihre Streitereien zu schlichten. Ja, da ging es anders zu! Sie kamen von unserem eigenen Land, Atuan, von Karego-At, von Atnini, und selbst von Hur-at- Hur, die obersten Herrscher mit ihrem ganzen Hof, den Prinzen und Bediensteten, kamen. Und dann wollten sie wissen, was sie tun sollten. Und man begab sich dann vor den leeren Thron und fragte die Namenlose um Rat. Ja, ja, so war es vor langer Zeit gewesen! Dann aber kamen die Priesterkönige und die herrschten erst über ganz Karego-At und bald darauf über ganz Atuan, und jetzt sind schon vier oder fünf Generationen vergangen, seit die Gottkönige über alle vier Länder herrschen und ein Reich daraus geschmiedet haben. Damit hat sich alles geändert. Der Gottkönig kann jetzt alle streitsüchtigen Häuptlinge unterdrücken und alle Streitfragen selbst entscheiden, und da er selbst ein Gott ist, muß er die Namenlosen nicht oft um Rat fragen.«

Arha war nachdenklich geworden. Hier in der Wüste, unter den ewiggleichen Steinen, verlor die Zeit ihre Bedeutung, das Leben floß unverändert dahin, schon seit unvordenklichen Zeiten. Es fiel ihr schwer, sich vorzustellen, daß sich je etwas an diesem Leben ändern, daß das Alte absterben und etwas Neues an seine Stelle treten könnte. Es war nicht einfach, die Dinge in diesem neuen Licht zu betrachten. »Die Macht des Gottkönigs ist viel geringer als die Macht derjenigen, denen ich diene«, sagte sie mit gerunzelter Stirn.

»Gewiß … Gewiß … Das kann man einem Gott aber nicht sagen, mein kleiner Honigkuchen, und auch seiner Priesterin nicht.«

Und sie fing einen Blick aus seinen kleinen, braunen,

zwinkernden Augen auf, und sie mußte an Kossil, die Hohepriesterin des Gottkönigs, denken, die sie fürchtete, seit sie hierher an die Stätte gekommen war, und sie verstand Manans Blick.

»Aber der Gottkönig und sein Hof vernachlässigen ihre Pflichten gegenüber den Gräbern. Keiner kommt hierher.«

»Na, er schickt uns Gefangene als Opfer. Das versäumt er nicht. Auch an die Gaben für die Namenlosen denkt er.«

»Gaben! Sein Tempel wird jedes Jahr frisch gestrichen! Gold, hundert Pfund schwer, steht auf seinem Altar, und in seinen Lampen brennt er Rosenöl! Und dann schau dir die Thronhalle an! Das Dach hat Löcher, die Kuppel hat Sprünge, zwischen den Wänden rennen Mäuse herum, Eulen und Fledermäuse fliegen aus und ein … Aber die Thronhalle wird den Gottkönig mit all seinen Tempeln überdauern und alle Könige, die nach ihm kommen! Sie stand schon, bevor sie kamen, und sie wird noch stehen, wenn sie nicht mehr sind. Hier ist das Herz, hier ist der Anfang aller Dinge!«

»Hier ist der Anfang aller Dinge!«

»Es gibt hier auch Reichtümer. Thar spricht ab und zu darüber. Zehnmal mehr gibt es hier, als die Tempel des Gottkönigs fassen könnten! Gold und Edelsteine und Siegestrophäen gibt es hier, die vor Urzeiten geopfert wurden, vielleicht vor hundert Generationen, wer weiß! Die liegen da unten, in den unterirdischen Gewölben und Verliesen. Dahin haben sie mich noch nicht geführt, das verschieben sie immer wieder. Aber ich kann mir vorstellen, wie es da unten aussieht. Unter der Thronhalle sind Räume, unter der ganzen Stätte gibt es Gewölbe, selbst unter uns, wo wir jetzt stehen, gibt es irgendwelche Räumlichkeiten. Es gibt da unheimlich viele Gänge, ein richtiges Labyrinth. Es sieht aus wie eine große dunkle Stadt, die unter dem Hügel verborgen ist, und sie ist angefüllt mit Gold, den Schwertern alter Haudegen, alten Kronen und Gebeinen und Jahren und Schweigen …«

Sie sprach wie in einer Trance, wie in Ekstase. Manan beobachtete sie. Auf seinem gepolsterten Gesicht lag gewöhnlich ein Zug von Trauer. Doch jetzt war es noch trauriger als sonst. »Ja, und du bist die Herrin über all das«, sagte er, »über das Schweigen und die Dunkelheit.«

»Stimmt! Aber sie zeigen mir nichts, nur die Räume, die sich hier oben befinden. Nicht einmal den Zugang zu den unterirdischen Gewölben haben sie mir gezeigt! Nur manchmal machen sie Andeutungen. Sie enthalten mir mein eigenstes Reich vor! Warum lassen sie mich warten und warten?«

»Du bist noch jung. Es kann auch sein«, sagte Manan in seiner rauhen Altstimme, »daß sie Angst haben, Kleines. Denn schließlich ist es nicht ihr Reich, sondern deines. Sie begeben sich in Gefahr, wenn

sie es betreten. Du wirst keinen Sterblichen finden, der sich vor den Namenlosen nicht fürchtet.«

Arha erwiderte nichts darauf, aber ihre Augen funkelten. Wiederum hatte Manan etwas gesagt, worüber sie nachdenken mußte. Thar und Kossil waren ihr bislang immer so mächtig, so kalt, so erschreckend erschienen, daß es ihr niemals eingefallen wäre, zu vermuten, daß sie Angst haben könnten. Aber Manan hatte recht. Die beiden fürchteten sich vor diesen Gewölben, vor diesen Mächten, zu denen Arha gehörte, von denen sie ein Teil war. Sie hatten Angst, diesen finsteren Ort zu betreten, sie wollten nicht verzehrt werden.

Als sie jetzt mit Kossil die Stufen des Kleinhauses hinunterstieg und den Windungen des Pfades folgte, der zum Thronsaal hinaufführte, erinnerte sie sich wieder an diese Unterhaltung mit Manan und frohlockte in ihrem Innern. Ganz gleich, wohin sie diese beiden nehmen und was sie ihr zeigen würden, sie, Arha, würde keine Furcht haben. Ihr war der Weg vertraut.

Kossil, die einige Schritte hinter ihr auf dem Pfad folgte, begann: »Wie meiner Herrin bekannt ist, besteht eine ihrer Pflichten darin, gewisse Gefangene, Verbrecher aus adligen Häusern, zu opfern, die Hochverrat geübt oder sich gegen den Gottkönig versündigt haben.«

»Oder gegen die Namenlosen«, sagte Arha.

»Gewiß. Es wäre unpassend gewesen, wenn die Verzehrte, während sie noch ein Kind war, dieser Pflicht nachgekommen wäre. Aber meine Herrin ist kein Kind mehr. Im Kettenraum befinden sich Gefangene, die der Gottkönig in seiner Güte vor einem Monat von seiner Stadt Awabad hierher gesandt hat.«

»Ich wußte nicht, daß Gefangene gesandt wurden. Warum wurde mir das nicht gesagt?«

»Gefangene werden nachts gebracht, und ganz geheim, wie es das alte Ritual der Gräber vorschreibt. Wenn meine Herrin dem Pfad folgt, der sich der Mauer entlang windet, wird sie den geheimen Weg erkennen.«

Arha bog vom Weg ab und ging an der Mauer entlang, die die Grabsteine umschloß, die sich hinter dem Gebäude der Thronhalle befanden. Die Steine der Mauer waren massiv, der kleinste war schwerer als ein Mensch und die größten waren so groß wie Wagen. Obgleich sie nicht zugehauen waren, sah man, daß sie sorgfältig gefügt und zueinandergepaßt waren. Doch es gab Stellen, wo die Steine abgerutscht waren und jetzt in einem unordentlichen Haufen aufeinanderlagen. Diese Zerstörung mußte sich über einen unendlich langen Zeitraum erstreckt haben, über Jahrhunderte unerbittlichen Wüstenklimas, brennendheißen Sommern und frostigen Nächten, oder sie war auf das unmerkliche Verschieben der Hügel selbst zurückzuführen.

»Es ist sehr leicht, die Grabmauer zu übersteigen«, sagte Arha, als sie an ihr entlang gingen.

»Es gibt nicht genügend Männer, die sie wieder herrichten könnten«, erwiderte Kossil.

»Wir haben genügend Männer, um sie zu bewachen.«

»Das sind Sklaven. Ihnen kann man nicht trauen.«

»Man kann ihnen trauen, wenn sie sich fürchten. Man sage ihnen, daß sie genauso bestraft werden wie der Fremde, dem es gelingt, seinen Fuß auf den Boden innerhalb der Mauer zu setzen.«

»Welche Strafe steht darauf?« Kossil stellte diese Frage nicht, um etwas Neues zu erfahren. Sie selbst hatte Arha vor langer Zeit die Antwort darauf gelehrt.

»Er wird vor dem Thron enthauptet.«

»Wünscht meine Herrin, daß einWächter an der Gräbermauer aufgestellt wird?«

»Ja, das ist mein Wunsch!« antwortete Arha. Sie preßte ihre Finger, die in den langen, schwarzen Ärmeln ihres Umhangs verborgen waren, gegen ihre Handflächen, um ihre Freude zu unterdrücken. Daß Kossil keinen Sklaven zur Mauerbewachung verlieren wollte, war ihr ganz klar, im Grunde genommen war es auch ganz und gar unnötig, denn wer kam schon hierher? Es war fast ausgeschlossen, daß ein Mensch sich, sei es durch Zufall oder mit Absicht, der Stätte innerhalb eines Umkreises von einer halben Meile nähern konnte, ohne gesehen zu werden, und den Gräbern konnte er sich schon gar nicht nähern. Aber mit einem Wachtposten wurde ihnen eine Ehre erwiesen, die ihnen zustand, und Kossil konnte nichts dagegen einwenden. Siemußte Arha gehorchen.

»Hier«, sagte sie kalt.

Arha blieb stehen. So oft war sie schon an der Mauer entlanggegangen, daß sie diese genauso gut kannte wie die Stätte, wo sie jeden Zoll, jeden Stein, jeden Dorn und jede Distel kannte. Links von ihr erhob sich die Mauer, dreimal so hoch wie sie selbst, rechts von ihr fiel der Hügel stufenweise ab gegen ein flaches, dürres Tal, das sich auf der anderen Seite gegen die Ausläufer der westlichen Bergkette erhob. Sie ließ ihren Blick über den Boden schweifen, aber sie sah nichts Besonderes, alles sah aus wie sonst.

»Unter dem roten Felsen, Herrin!«

Etwas unterhalb des Hügels war ein treppenähnlicher Felsvorsprung aus roter Lava. Als sie zu dem Vorsprung hinuntergegangen war und direkt davor stand, kam er ihr wieeine ungefüge Tür, etwa eineinhalb Meter hoch, vor.

»Was muß ich jetzt tun?«

Sie wußte aus Erfahrung, daß es nutzlos war, zu versuchen, an geheiligten Stellen eine Tür zu öffnen, bevor man nicht genau wußte,

wie sie geöffnet werden kann.

»Meine Herrin hat alle Schlüssel zu den dunklen Orten.«

Nachdem sie in die Gemeinschaft der Frauen aufgenommen worden war, hatte man ihr einen Schlüsselring gegeben, an dem ein kleiner Dolch und dreizehn Schlüssel hingen, manche groß und schwer, andere so klein wie Angelhaken. Diese hob sie nun hoch und breitete sie aus. »Der da«, sagte Kossil und deutete auf einen Schlüssel. Dann steckte sie ihren plumpen Zeigefinger in eine Spalte zwischen den beiden roten ausgehöhlten Felsen.

Der Schlüssel war lang und rund, mit zwei reichverzierten Bärten, und paßte in die Spalte. Arha packte ihn mit beiden Händen und drehte ihn nach links. Es ging schwer, und er bewegte sich langsam, doch er drehte sich ohne zu stocken.

»Und jetzt?«

»Miteinander …«

Gemeinsam drückten sie das rauhe Gestein links neben dem Schlüsselloch nach innen. Schwerfällig, doch lautlos und ohne hängenzubleiben, glitt ein ungleichmäßiges rotes Felsstück nach innen, bis ein schmaler Spalt sichtbar wurde. Innen war alles pechrabenschwarz.

Arha beugte sich nieder und trat ein.

Kossil, die beleibt und dazu noch dick angezogen war, hatte Mühe, sich durch den engen Spalt zu zwängen. Sobald sie drinnen war, lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Tür, nahm ihre Kraft zusammen und stemmte sich gegen das Felsstück, bis es sich hinter ihr schloß.

Es war völlig finster. Kein Lichtschimmer fiel in die Dunkelheit, die sich wie nasser Filz über die Augen legte.

Sie mußten sich tief beugen, denn dort, wo sie standen, war es nicht viel höher als ein Meter und sehr eng, Arha konnte den feuchten Fels links und rechts neben sich fühlen.

»Haben Sie ein Licht mitgebracht?« Arha flüsterte, wie man es oft in der Dunkelheit tut.

»Nein, ich habe kein Licht mitgebracht«, antwortete Kossil hinter ihr. Auch Kossil sprach leise, doch in ihrer Stimme lag ein fremder Ton, als lächle sie. Und Kossil lächelte nie. Arhas Herz begann laut zu schlagen; das Blut pulsierte in ihrem Hals. Sie redete sich inständig zu: Dies ist mein Besitz, hierher gehöre ich, ich will mich nicht fürchten!

Aber kein Wort kam über ihre Lippen. Sie begann sich langsam vorwärts zu bewegen, es gab keinen anderen Weg. Er führte in den Hügel hinein und hinab.

Hinter ihr kam die schweratmende Kossil, man hörte, wie sich ihre Kleidung an den Felsen und an der Erde wetzte.

Plötzlich wurde der Gang höher. Arha konnte aufrecht stehen,

und als sie ihre Hände ausstreckte, fühlte sie keine Wände mehr. Die feuchte Luft, die sie bedrückt hatte und nach Erde roch, war kühler hier, und schwache Strömungen ließen vermuten, daß sich vor ihnen eine große Höhlung auftat. Arha machte ein paar vorsichtige Schritte in die pechrabenschwarze Dunkelheit hinein. Ein Kiesel, von ihrer Sandale angestoßen, geriet in Bewegung, berührte einen anderen Kiesel, und das schwache Geräusch rief ein Echo hervor, das immer leiser, immer entfernter nachklang. Die Höhle mußte riesengroß, hoch und weit sein, doch sie war nicht leer: irgend etwas in der Dunkelheit, unsichtbare Flächen oder Wände, zersplitterten das Echo in tausend Fragmente.

»Wir müssen uns hier unter den Steinen befinden«, flüsterte Arha, und ihr Flüstern wurde von der hohlen Schwärze aufgenommen und in dünne Fäden aufgelöst, in Töne so fein wie Spinnweben, die noch lange im Gehör haften blieben.

»Ja, jetzt befinden wir uns im unteren Grab. Weitergehen! Ich kann hier nicht stehenbleiben. An der linken Wand entlang gehen! An drei Öffnungen vorbei!«

Kossils Flüstern war zischelnd, und die tausend kleinen Echos zischelten hinter ihren Worten her. Sie hatte Angst, man spürte, wie die Angst sie packte. Es behagte ihr nicht, hier unter den Namenlosen zu sein, in ihren Gräbern, in ihren Höhlen, in dieser Dunkelheit! Ihr Platz war nicht hier, sie gehörte nicht hierher.

»Das nächste Mal werde ich eine Fackel mitbringen«, sagte Arha, während sie sich an der Wand entlang tastete und sich über die seltsamen Formen im Fels wunderte, über die Vertiefungen und Erhöhungen, über die feinen Wölbungen und Kurven, über Kanten, die so uneben wie Spitzen, und andere, die so glatt wie Messing waren: es mußte sich um Reliefs handeln, anders war das nicht zu erklären. Vielleicht war das ganze Riesengewölbe das Werk von Bildhauern einer vergangenen Epoche?

»Es ist nicht gestattet, Licht hierherzubringen«, flüsterte Kossil scharf. Noch während sie sprach, wußte Arha, daß sie recht hatte. Hier war die Stätte der Dunkelheit, hier befanden sie sich im innersten Zentrum der Nacht.

Dreimal war Arha an einer Öffnung in dieser verwirrenden, felsigen Schwärze vorbeigekommen. Das vierte Mal tastete sie Höhe und Breite der Öffnung ab und trat ein. Kossil folgte.

In dem Gang, den sie sich jetzt entlangbewegten, kamen sie an einer Öffnung linkerhand vorbei und folgten, als der Gang sich gabelte, der rechten Abzweigung. Blind tasteten sie sich auf diesem unterirdischen Weg durch die absolute Stille der Erde. Bei solch einem Unternehmen muß man ununterbrochen sowohl nach links als auch nach rechts greifen, damit man an keiner der zu zählenden Öffnungen

vorbeigeht oder eine Gabelung verfehlt. Durch Tasten leitet man sich vorwärts, der Weg ist unsichtbar, man hält ihn in der Hand. »Ist das hier das Labyrinth?«

»Nein, das sind nur die Irrgänge unter dem Thron.«

»Wo ist der Eingang zum Labyrinth?« Arha begann an diesem Spiel im Dunkeln Gefallen zu finden. Sie suchte nach einer schwierigeren Aufgabe.

»Es ist die zweite Öffnung im unteren Grab. Meine Herrin muß jetzt nach einer Holztür rechts suchen, vielleicht haben wir sie bereits verpaßt …«

Arha hörte, wie Kossil mühsam an der Wand entlangtappte, wie sie sich am Fels stieß. Sie, Arha, berührte den Fels nur leicht mit ihren Fingerspitzen. Kurz darauf fühlte sie glattes Holz. Sie drückte ein wenig, es quietschte etwas, und eine Tür drehte sich leicht in den Angeln und öffnete sich. Sie stand geblendet vom Licht und sah einen Augenblick lang überhaupt nichts.

Sie betraten einen großen niederen Raum, mit Wänden aus zugehauenen Steinen, beleuchtet von einer rauchenden Fackel, die an einer Kette hing. Der Rauch hatte keinen Abzug und füllte den Raum mit beißendem Geruch. Arhas Augen brannten und tränten.

»Wo sind die Gefangenen?«

»Dort.«

Es dauerte eine Weile, bis sie etwas unterscheiden konnte und wahrnahm, daß die drei unordentlichen Haufen am anderen Ende des Raumes Männer waren.

»Die Tür ist nicht verschlossen. Ist kein Posten hier?«

»Es ist keiner nötig.«

Sie ging zögernden Schrittes etwas weiter vor und versuchte, den rauchenden Dunst mit ihren Blicken zu durchbohren. Die Gefangenen waren an beiden Fußgelenken und an einem Handgelenk mit Ketten an großen Eisenringen an der Wand befestigt. Wollte sich einer von ihnen niederlegen, so blieb sein Arm, an dem sich die Kette befand, oben hängen. Ihr Haar und ihre Bärte waren so verfilzt, daß man in deren Schatten ihre Gesichter nicht erkennen konnte. Einer lag halb am Boden, die anderen beiden saßen und hockten. Sie waren nackt. Der Geruch, der von ihnen ausging, war widerlicher als der Gestank, der vom Rauch herrührte.

Einer von ihnen schien Arha zu mustern, sie glaubte, Augen wahrzunehmen, aber sie war sich nicht sicher. Die beiden anderen rührten sich nicht und hoben ihre Köpfe nicht hoch.

Sie wandte sich ab. »Das sind keine Menschen mehr«, sagte sie.

»Das waren noch nie Menschen. Das waren Dämonen, tierische Wesen, die sich gegen die geweihte Person des Gottkönigs verschworen haben!« Kossils Augen schienen mit dem roten

Fackellicht um die Wette zu funkeln.

Arha blickte wieder auf die Gefangenen, sprachlos und neugierig zugleich. »Wie können sie es wagen, einen Gott anzugreifen? Wie können sie das tun? Du da — wie kannst du es wagen, einen lebenden Gott anzugreifen?«

Der Mann blickte sie unter seinem schwarzen, verfilzten Haarschopf hervor an, sagte aber nichts.

»Man hat ihnen die Zungen herausgeschnitten, bevor man sie von Awabad hierhergeschafft hat«, sagte Kossil. »Herrin, sprechen Sie nie mit ihnen! Es ist Abschaum. Sie gehören Ihnen, aber nicht, um mit ihnen zu sprechen oder sie anzusehen oder über sie nachzudenken. Sie wurden Ihnen als Opfer für die Namenlosen gegeben.«

»Wie werden sie geopfert?«

Arha blickte die Gefangenen nicht weiter an. Sie schaute auf Kossil und suchte Kraft an ihrem massiven Körper, an ihrer kalten Stimme. In ihrem Kopf drehte sich alles, der Gestank, der Rauch, der Schmutz setzten ihr zu, es wurde ihr übel, doch sie sprach klar und ruhig. Hatte sie das denn nicht schon unzählige Male getan?

»Die Priesterin der Gräber weiß am besten, welche Todesart ihren Gebietern, den Namenlosen, am wohlgefälligsten ist. Es gibt viele Arten.«

»Gobar, der oberste Offizier der Garde, soll sie enthaupten, und ihr Blut wird vor dem Thron vergossen werden.«

»…so, als ob es sich um ein Ziegenopfer handelte?« Kossil schien heimlich über ihre Phantasielosigkeit zu höhnen. Arha schwieg. Kossil fuhr fort: »Außerdem ist Gobar ein Mann. Kein Mann kann die dunklen Orte der Stätte betreten. Ich hoffe doch, daß meine Herrin sich daran erinnert? Sollte er sie betreten, so wird er sie nicht wieder lebendig verlassen …«

»Wer hat sie hierher gebracht? Wer gibt ihnen zu essen?«

»Die Wärter, die meinem Tempel dienen, Duby und Vahto haben sie gebracht. Sie sind Eunuchen und können hier im Dienst der Namenlosen eintreten, genau wie ich. Die Soldaten des Gottkönigs ließen die Gefangenen gefesselt vor der Außenmauer, und ich und die Wärter brachten sie hierher, durch die Tür in den roten Felsen. So wird es immer gemacht. Wasser und Essen wird durch eine Falltür von einem der Räume hinter dem Thron heruntergelassen.«

Arha blickte auf und sah neben der Kette, an der die Fackel hing, ein Holzviereck, das ins Gestein eingelassen war. Es war zu klein für einen Menschen, aber groß genug für einen Strick, der gerade in Reichweite des mittleren Gefangenen herunterkommen mußte. Sie blickte schnell wieder weg.

»Dann bringe man kein Wasser und keine Nahrung mehr. Die Fackel kann auch ausgehen.«

Kossil verbeugte sich. »Und was macht man mit ihnen, wenn sie tot sind?«

»Duby und Vahto können sie in dem großen Gewölbe des unteren Grabes verscharren«, sagte Arha. Ihre Stimme wurde schrill, und sie redete schnell. »Es muß in der Dunkelheit getan werden. Meine Gebieter werden die Körper verzehren.«

»Es wird geschehen, wie Sie wünschen.«

»Ist es gut so, Kossil?«

»Ja, es ist gut so.«

»Dann laß uns gehen«, sagte Arha, und ihre Stimme klang plötzlich ganz schrill. Sie wandte sich um und eilte durch dieHolztür aus dem Kettenraum in die Schwärze des Ganges. Es schien ihr dort so friedlich und geruhsam zu sein, wie in einer sternenlosen Nacht, ohne Sicht, ohne Licht, ohne Leben. Sie stürzte sich in die reine Dunkelheit und bewegte sich vorwärts wie ein Schwimmer im Wasser. Kossil, schwerfällig und schweratmend, keuchte hinterher so schnell sie konnte, doch sie fiel immer weiter zurück. Ohne ihre Schritte zu verlangsamen, zählte Arha die ausgelassenen Öffnungen, schlug die richtige Richtung ein, der sie gefolgt waren, ging das Riesengewölbe entlang und kroch, tief gebeugt, die letzte Strecke durch den niederen Gang zur geschlossenen Tür im Fels. Dort hockte sie sich nieder und tastete nach dem langen Schlüssel, der am Ring an ihrer Taille hing. Sie fand ihn, aber das Schlüsselloch fand sie nicht. Auch nicht der kleinste Lichtstrahl war an der unsichtbaren Wand direkt vor ihrem Gesicht wahrnehmbar. Ihre Finger fühlten und suchten nach Schloß, Riegel oder Klinke, doch sie fanden nichts. Wo war das Schlüsselloch? Wie kam sie hier wieder heraus?

»Herrin!«

Kossils Stimme, durch Echos verstärkt, zischte und dröhnte weit hinter ihr.

»Herrin, die Tür kann nicht von innen geöffnet werden. Es gibt keinen Ausgang, keine Rückkehr!«

Arha preßte sich gegen den Fels. Sie erwiderte nichts.

»Arha!«

»Ich bin hier.«

»Komm!«

Sie näherte sich Kossil auf Händen und Füßen, wie ein Hund, bis sie ihren Rock zu fassen bekam.

»Rechts! Beeil dich! Ich kann hier nicht bleiben. Ich gehöre nicht hierher. Folge mir!«

Arha erhob sich und hielt sich an Kossil fest. Sie bewegten sich vorwärts und folgten der seltsam gemeißelten, reliefgeschmückten Wand des Gewölbes bis zu einer Öffnung in der Schwärze. Sie gingen aufwärts, durch Gänge und Stufen hinauf. Arha hielt sich immer am

Umhang der Priesterin fest. Ihre Augen waren fest geschlossen.

Licht war vor ihr, schien rot durch ihre Augenlider. Sie dachte, daß sie sich wieder im fackelbeleuchteten Kettenraum befände, und preßte ihre Augen zusammen. Doch die Luft roch süßlich, trocken und etwas moderig; es war ein vertrauter Geruch. Sie ließ Kossils Umhang los und machte ihre Augen auf. Über ihr war eine offene Falltür. Sie kletterte hinauf, Kossil folgend. Die Tür öffnete sich in einen Raum, den sie sehr wohl kannte. Eine kleine, aus Stein gebaute Zelle, in der sich einige Truhen und eiserne Kästen befanden, einer der unzähligen kleinen Räume hinter der Thronhalle. Tageslicht fiel grau und schwach vom Korridor herein, der vor der Tür lag.

»Die andere Tür, die Gefängnistür, führt nur hinein, aber nicht hinaus. Dies hier ist der einzige Ausgang. Weder Thar noch ich kennen einen anderen Ausgang. Wenn es noch einen gibt, so muß es meine Herrin wissen. Aber ich glaube nicht, daß es noch einen gibt.« Kossils Stimme klang noch immer gepreßt, und Widerwille lag darin. Ihr großes Gesicht unter der Kapuze war bleich und feucht vom Schweiß.

»Ich kann mich nicht mehr an die Abzweigungen erinnern, die hierher führen …«

»Ich werde sie meiner Herrin aufzählen. Aber nur dies eine Mal. Das nächste Mal muß sie sich selbst daran erinnern. Ich komme nicht wieder mit hierher, ich gehöre nicht hierher. Meine Herrin muß allein gehen.«

Arha nickte. Sie schaute hinauf ins Gesicht der alten Frau, und es schien ihr einen seltsamen Anblick zu bieten, bleich, mit kaum unterdrückter Furcht, und doch triumphierend, als genieße sie Arhas Schwäche.

»Das nächste Mal gehe ich allein«, sagte Arha und versuchte sich von Kossil abzuwenden, doch ihre Beine versagten ihr, und die Zelle drehte sich vor ihren Augen. Sie fiel in Ohnmacht, ein kleines, schwarzes Bündel, vor den Füßen der Priesterin.

»Du wirst es lernen«, sagte Kossil und atmete schwer, ohne sich zu rühren. »Du wirst es lernen.«

4
TRÄUME UND GESCHICHTEN

Arha war ein paar Tage lang krank. Man behandelte sie, als ob sie Fieber hätte. Sie lag im Bett oder saß in der warmen Herbstsonne auf der Veranda des Kleinhauses und blickte hinüber auf die Berge im Westen. Sie fühlte sich schwach und kam sich sehr dumm vor. Sie mußte immer wieder an das gleiche denken: Sie schämte sich, daß sie in Ohnmacht gefallen war. Es war kein Wachtposten an der Gräbermauer aufgestellt worden, und sie wußte, daß sie es nie mehr wagen würde, Kossil darum zu bitten. Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn sie Kossil nie wieder hätte sehen müssen, nie mehr. Denn sie schämte sich, daß sie in Ohnmacht gefallen war.

Oftmals, wenn sie in der warmen Sonne saß, malte sie sich aus, wie sie sich das nächste Mal dort unten in der Dunkelheit unter dem Hügel verhalten würde. Oft stellte sie sich vor, welche Todesart sie für die nächste Gruppe Gefangener anordnen würde, eine ausgefallenere ganz gewiß, eine, die dem Ritual des Leeren Thrones mehr entsprechen würde.

In jeder Nacht wachte sie in der Dunkelheit auf und hörte sich schreien: »Sie sind noch nicht tot! Sie sterben noch!«

Sie hatte viele Träume. In einem Traum mußte sie Essen kochen, Riesentöpfe voll schmackhaftem Brei, die sie in ein dunkles Loch im Boden schüttete. In einem anderen mußte sie einen Behälter voll Wasser, es war ein großes Messingbecken voll, durch die Dunkelheit zu jemandem hintragen, der durstig war. Aber sie konnte diesen Menschen nicht erreichen. Sie wachte auf und war selbst durstig, aber sie stand nicht auf, um zu trinken. Sie blieb auf ihrem Bett in dem Raum ohne Fenster liegen. Ihre Augen waren weit offen.

Eines Morgens kam Penthe, um sie zu besuchen. Arha sah sie von der Veranda des Kleinhauses aus näher kommen, mit sorgloser, unbekümmerter Miene, als habe sie der Zufall gerade hierhergeführt. Hätte Arha sie nichtangesprochen, so wäre sie die Stufen nicht heraufgestiegen. Doch Arha war einsam und redete sie an.

Penthe sank auf ein Knie nieder vor Arha, wie es alle vor der einen Priesterin tun mußten, und ließ sich dann auf eine Stufe unterhalb von Arha plumpsen. »Puhhh!« Sie stieß einen geräuschvollen Seufzer aus. Inzwischen war sie ziemlich groß und rundlich geworden, und wenn sie sich viel bewegte, wurde sie immer so rötlich wie eine Kirsche. Auch jetzt war sie ganz rot vom Laufen.

»Ich habe gehört, daß du krank bist. Ich habe dir ein paar Äpfel aufgehoben.« Sie zog plötzlich ein Binsennetz mit einem halben

Dutzend schöner gelber Äpfel unter ihrem weiten schwarzen Umhang hervor. Sie war inzwischen in den Dienst des Gottkönigs aufgenommen worden und diente in seinem Tempel unter Kossil, aber sie war noch keine Priesterin und mußte noch immer Unterricht nehmen und Arbeiten mit den anderen Novizen zusammen verrichten. »Poppie und ich mußten dieses Jahr die Äpfel sortieren, und ich habe die allerbesten aufgehoben. Die guten tun sie ja immer trocknen — natürlich weil sie sich am besten halten. Aber mir tut es immer leid um sie. Sind die nicht schön?«

Arha strich über die hellgoldene, seidige Haut der Äpfel und schaute auf die Ästchen, an denen sich noch ein paar braune Blätter festhielten: »Doch, die sind schön.«

»Iß doch einen!« sagte Penthe.

»Jetzt nicht. Iß du einen.«

Penthe suchte höflicherweise den kleinsten aus und aß ihn in nicht mehr als zehn gewandten, saftigen, schmackhaften Bissen.

»Ich könnte den ganzen Tag essen«, sagte sie. »Ich werde nie satt. Ich wäre lieber Köchin als Priesterin geworden. Ich würde besser kochen als die knickerige Nabbath, und außerdem könnte ich dann die Töpfe auslecken … Oh, hast du gehört, was Munith passiert ist? Sie hat die großen Messingbehälter glänzend reiben müssen, weißt du, die, in denen sie das Rosenöl aufbewahren, die hohen, schmalen Dinger mit den Pfropfen oben. Munith dachte, daß man die auch innen sauber reiben müßte, und steckte ihre Hand mit dem Lumpen hinein und hat sie nicht mehr herausgebracht. Sie hat alles mögliche versucht, aber ihr Gelenk wurde nur ganz rot und geschwollen. Sie war wirklich festgeklemmt. Und sie ist durch den ganzen Saal galoppiert und hat geschrien: ›Ich krieg's nicht runter! Ich krieg's nicht runter!‹ Und Punti hört ja nicht mehr gut, dachte, daß Feuer ausgebrochen sei, und brüllte nach den anderen Wärtern, daß sie kommen und die Novizen retten sollten. Uahto hatte gerade gemolken. Sie kam aus dem Stall gelaufen und ließ die Tür offenstehen, so daß alle Ziegen herausrannten und im Hof auf Punti und die anderen Wärter mit den kleinen Mädchen stießen, und Munith war ganz hysterisch und schwang ihren Arm mit der Messingflasche am Ende herum, und alle rannten und schrien. Dann kam Kossil vom Tempel heruntergelaufen und fragte: ›Was ist los? Was ist los?‹«

Penthes rundes helles Gesicht verzog sich und nahm einen unwirschen, finsteren Ausdruck an, ganz anders als der alte Ausdruck, der gewöhnlich auf Kossils Gesicht lag, aber doch irgendwie an Kossil erinnernd, so daß Arha unbeherrscht losprustete mit erschrecktem Lachen.

»›Was ist los? Was geht hier vor sich?‹« fragte Kossil. Und dann — dann kam die braune Ziege und ging auf sie los …« Penthe konnte sich

nicht mehr halten und lachte, bis ihr die Tränen in die Augen traten, »und Munith ist mit der F-F-Flasche auf die Z-Z-Ziege losgegangen …«

Beide Mädchen hielten ihre Knie umklammert und schüttelten sich vor Lachen.

»Und Kossil drehte sich um und schrie: ›Was ist los? Was ist los?‹ zu-zu-zu der Ziege …« Das Ende der Geschichte wurde vom Lachen erstickt. Penthe wischte endlich über ihre Augen und Nase und biß geistesabwesend in einen anderen Apfel.

Das heftige Lachen hinterließ bei Arha ein Zittern. Sie beruhigte sich etwas, und nach einer Weile fragte sie: »Wie bist du eigentlich hierhergekommen, Penthe?«

»Ich war das sechste Mädchen, und mein Vater und meine Mutter konnten nicht so viele aufziehen und verheiraten. Als ich sieben Jahre alt war, brachten sie mich zum Tempel des Gottkönigs und haben mich ihmgeweiht. Das war in Ossawa, aber ich nehme an, daß die dort zu viele Novizen hatten, denn sie haben mich bald darauf hierhergeschickt. Vielleicht haben sie auch gedacht, daß ich eine besonders gute Priesterin abgäbe, aber darin haben sie sich getäuscht!« Penthe biß fröhlich in ihren Apfel und versuchte, ein reumütiges Gesicht zu machen.

»Wärst du lieber nicht Priesterin geworden?«

»Wäre ich lieber …?? Natürlich! Ich hätte lieber einen Schweinehirten geheiratet und in einem Graben gehaust. Alles, nur nicht hierherkommen müssen und alle Tage meines Lebens lebendig begraben zu sein unter Weibern, in einer Wüste, in der alles abstirbt und in die nie jemand kommt! Aber was nutzt es, was ich wünsche. Jetzt bin ich geweiht und sitze hier fest. Aber in meinem nächsten Leben, das kann ich dir sagen, in meinem nächsten Leben werde ich Tanzmädchen in Awabad! Das habe ich verdient!«

Arha blickte sie unverwandt aus dunklen Augen an. Das verstand sie nicht. Es kam ihr vor, als hätte sie Penthe noch nie zuvor gesehen, als wäre es das erste Mal, daß sie Penthe erblickte, rund, voll Leben und Saft, wie einer von ihren goldenen Äpfeln, die so schön aussahen.

»Bedeutet dir der Tempel denn gar nichts?« fragte sie ziemlich brüsk.

Penthe, die gewöhnlich immer nachgab und leicht beeinflußbar war, ließ sich dieses Mal nicht aus dem Fahrwasser bringen. »Oh, ich weiß, daß deine Gebieter dir viel bedeuten«, sagte sie mit soviel Gleichgültigkeit in der Stimme, daß Arha schockiert war. »Das ist irgendwie verständlich, weil du ihre eigentlichste Dienerin bist. Du bist nicht so einfach geweiht worden, du bist extra dafür geboren worden. Aber guck mich an! Soll ich wirklich so viel Ehrfurcht und so weiter für den Gottkönig aufbringen? Der ist schließlich auch bloß ein Mensch, selbst wenn er in einem Palast in Awabad wohnt, der fünf

Meilen rundherum Golddächer hat. Er ist fast fünfzig Jahre alt und hat eine Glatze. Das kannst du auf jedem Denkmal sehen. Und ich wette, daß er seine Zehennägel genauso schneiden muß wie jeder andere. Natürlich ist er ein Gott, ich weiß. Aber ich glaube, er wird noch viel göttlicher werden, wenn er einmal tot ist.«

Arha stimmte mit Penthe überein, denn insgeheim war sie auch zu der Überzeugung gelangt, daß die göttlichen Herrscher von Kargad Emporkömmlinge waren, falsche Götter, welche die Gottesverehrung, die den ewigen Mächten zustand, an sich gerissen hatten. Aber hinter Penthes Worten lag etwas, das ganz neu für sie war, wovor sie sich fürchtete und womit sie nicht übereinstimmen konnte. Es war ihr nie zu Bewußtsein gekommen, wie verschieden Leute sein konnten, wie verschieden sie dem Leben gegenüberstehen konnten. Es kam ihr vor, als sähe sie einen ganz neuen Planeten, der riesig und dicht bevölkert direkt vor ihrem Fenster hing, eine fremde Welt, in der Götter keine Rolle spielten. Die Kraft von Penthes Unglauben hatte sie erschüttert, und in ihrer Angst schlug sie zurück.

»Das stimmt. Meine Gebieter sind schon lange, lange tot, und es sind nie Menschen gewesen … Weißt du was, Penthe? Ich könnte dich für den Dienst der Gräber anfordern.« Sie sprach freundlich, als böte sie ihrer Freundin eine bessere Chance an.

Die Röte verschwand aus Penthes Wangen.

»Ja«, sagte sie, »das könntest du. Aber ich … ich würde mich nicht sehr dafür eignen.«

»Warum nicht?«

»Ich habe Angst im Dunkeln«, sagte Penthe leise.

Arha rümpfte die Nase und gab einen kleinen verächtlichen Laut von sich, aber sie war zufrieden. Sie hatte ins Schwarze getroffen. Penthe glaubte nicht an Götter, aber sie hatte vor den namenlosen Mächten der Dunkelheit Angst — wie jede andere sterbliche Seele.

»Ich würde das nur tun, wenn du es wünschtest«, sagte Arha.

Sie schwiegen beide eine lange Weile.

»Du wirst immer mehr wie Thar«, sagte Penthe auf ihre weiche, träumerische Art. »Gott sei Dank wirst du nicht wie Kossil. Aber du bist so stark. Ich wollte, ich wäre auch so stark. Ich esse bloß gern …«

»Nimm noch einen!« sagte Arha überlegen und belustigt. Penthe nagte langsam und bedächtig ihren dritten Apfel ab bis aufs Kerngehäuse.

Die Anforderungen, die das endlose Ritual der Stätte an sie stellte, zwangen Arha ein paar Tage später aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Zwillingsgeißlein waren außerhalb der regulären Zeit geboren worden und wurden, wie es die Sitte verlangte, den Zwillingsgöttern als Opfer dargebracht. Es war eine wichtige Zeremonie, bei der die Eine Priesterin nicht fehlen durfte. Dann kam die Nacht, in der der

Mond nicht sichtbar war, und die Zeremonie der Dunkelheit mußte vor dem Leeren Thron abgehalten werden. Arha sog die betäubenden Düfte von Kräutern ein, die in großen Bronzeschalen vor dem Thron verbrannt wurden, und sie tanzte, in Schwarz gekleidet, allein vor dem Thron. Sie tanzte für die unsichtbaren Geister der Toten und der Ungeborenen, und während sie tanzte, drängten sich die Geister um sie, folgten den Drehungen und Wendungen ihrer Füße und den langsamen, sicheren Gesten ihrer Arme. Sie sang die Lieder, deren Worte kein Mensch mehr verstand, die sie, vor langer Zeit, Silbe auf Silbe, von Thar hatte lernen müssen. Ein Chor von Priesterinnen, der im düsteren Licht hinter der Doppelreihe von Säulen verborgen war, wiederholte, wie ein Echo, die seltsamen Worte, und die Luft in dem riesigen baufälligen Saal war erfüllt vom Gemurmel vieler Stimmen, so als ob die unzähligen Geister die Gesänge unaufhörlich wiederholten.

Der Gottkönig von Awabad sandte keine Gefangenen mehr zur Stätte, und Arha träumte immer seltener von den drei Männern im dunklen Verlies, die jetzt schon lange tot und in flachen Gräbern in dem Riesengewölbe unter den Steinen begraben waren.

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, um in diese Höhle zurückzukehren. Sie mußte zurückkehren: die Priesterin der Gräber mußte in der Lage sein, ihr eigenes Reich ohne Furcht zu betreten; sie mußte sich auskennen.

Das erste Mal, als sie durch die Falltür stieg, fiel es ihr am schwersten: aber es war nicht ganz so schlimm, wie sie befürchtet hatte. Sie hatte sich geistig so gut darauf vorbereitet, sie war so fest entschlossen, allein hinunterzusteigen und nicht die Nerven zu verlieren, daß sie, als es soweit war, fast ein bißchen Enttäuschung empfand, weil alles so leicht vor sich ging. Es gab dort Gräber, aber sie konnte sie nicht sehen, nichts konnte sie sehen. Es war ganz finster, es war totenstill. Und das war alles.

Tag für Tag ging sie dort hinunter, und immer betrat sie das unterirdische Reich durch die Falltür in dem Raum hinter dem Thron, bis sie den Umfang des Gewölbes mit den seltsam verzierten Wänden gut kannte— so gut man eben etwas kennen konnte, das man nicht sah. Sie blieb immer in Reichweite der Wände, denn wenn sie sich in die Leere des Raumes gewagt hätte, hätte sie leicht die Richtung verlieren können, und wenn sie dann wieder eine Wand erreicht hätte, wäre es ihr unmöglich gewesen, festzustellen, wo sie war. Denn das hatte sie schon beim ersten Mal gelernt: das Wichtigste war, im Dunkeln zu wissen, welche Ecken und Öffnungen man passiert hatte und welche noch vor einem lagen. Und das konnte man nur wissen, wenn man zählte, denn den tastenden Händen fühlte sich alles gleich an. Arhas Gedächtnis war gut geschult, und es fiel ihr nicht schwer,

ihren Weg auf diese seltsame Art, durch Tasten und Zählen anstatt durch Sehen und Erkennen, zu finden. Bald kannte sie alle Gänge, die vom Untergrab ausgingen, auch die Irrgänge, die unter dem Thronsaal und dem Hügel lagen, kannte sie. Aber einen Gang betrat sie nie: den zweiten, der nach dem Eingang zwischen den roten Felsen kam, aus dem sie, wenn sie ihn aus Versehen betrat, vielleicht nie mehr herausfinden würde. Aber ihr Verlangen, ihn zu betreten, und das Labyrinth kennenzulernen, nahm ständig zu. Sie widerstand ihm jedoch, bis sie alles darüber erfahren hatte, was davon bekannt war. Thar wußte wenig darüber, sie kannte die Namen einiger Räume und auch die Anweisungen, wie man zu den Räumen gelangen konnte. Diese sagte sie Arha auf, aber sie zeichnete nie ein Bild in den Staub oder machte eine Zeichnung in die Luft; sie selbst war diesen Anweisungen noch nie gefolgt, denn sie hatte das Labyrinth noch niemals betreten. Aber wenn Arha fragte: »Wie geht man von der offenstehenden, eisernen Tür in den Bemalten Raum?« oder »Welcher Weg führt vom Knochensaal zum Tunnel beim Fluß?«— dann schwieg Thar erst eine Weile, aber dann begann sie die seltsamen Anweisungen aufzusagen, die sie vor so langer Zeit von der Arha-Die-Gewesen-War gelernt hatte: soundsoviele Kreuzungen passieren, soundsoviele Wendungen nach links und so weiter, und so weiter. All dies lernte Arha auswendig, oft beim ersten Mal, wie es Thar gelernt hatte. Wenn sie nachts in ihrem Bett lag, wiederholte sie das alles und versuchte, sich die verschiedenen Orte, die Räume und die Gänge vorzustellen.

Thar zeigte Arha die vielen Gucklöcher, durch die man hinunter schauen konnte ins Labyrinth, und die es in jedem Gebäude und Tempel der Stätte gab, selbst unter den Felsen draußen waren sie zu finden. Das Spinngewebe der unterirdischen Gänge zog sich überall unter der Stätte dahin und erstreckte sich selbst jenseits der Mauern. Die Gänge verliefen meilenweit in der Dunkelheit. Kein Mensch außer ihr, den zwei Hohepriesterinnen und ihren eigensten Dienern, den Eunuchen Manan, Uahto und Duby, wußten überhaupt, daß ein Labyrinth existierte und unter jedem ihrer Schritte lag, den sie hier oben machten. Unter den anderen Bewohnern der Stätte gingen ungenaue Gerüchte um, alle wußten zwar, daß es Höhlen oder irgendwelche Gewölbe unter den Gräbern gab, aber niemand zeigte großes Interesse an Dingen, die mit den Namenlosen zusammenhingen, und an den Orten, die ihnen geweiht waren. Vielleicht glaubten sie, daß es besser sei, wenig darüber zu wissen. Arha war natürlich sehr neugierig, und da sie wußte, daß es Gucklöcher in das Labyrinth gab, hatte sie nach ihnen gesucht, doch sie waren so gut verborgen, daß sie kein einziges gefunden hatte. Sie befanden sich zwischen den Steinplatten des Bodens, auf dem Wüstengrund, selbst in ihrem eigenen Haus, und sie fand es erst,

nachdem Thar sie darauf aufmerksam gemacht hatte.

In einer Nacht zu Beginn des Frühjahrs nahm sie eine Kerzenlaterne und ging hinunter, ohne sie anzuzünden. Sie ging durch das Untergrab bis zur zweiten Öffnung links am Gang, der von der Tür zwischen den roten Felsen hineinführte.

Sie machte dreißig Schritte in die Dunkelheit hinein und trat dann durch eine Tür, deren Eisenrahmen sie in der Wand ertastete: Hier war die Grenze ihrer bisherigen Expeditionen, weiter war sie noch nie gekommen. Jetzt ging sie durch die eiserne Tür in den Gang hinein, und als er allmählich nach rechts abbog, zündete sie ihre Kerze an und schaute sich um.

Hier war es gestattet, Licht zu machen. Sie hatte das Untergrab verlassen. Sie befand sich jetzt an einem weniger heiligen, doch vielleicht fürchterlicheren Ort: sie war im Labyrinth.

Nackte rauhe Felswände wölbten sich über ihr und umgaben sie in dem kleinen Lichtkreis. Es roch nach Verwesung. Vor und hinter ihr gähnte der schwarze Gang.

Alle Gänge, die sie überquerte und durchschritt, waren gleich. Sie paßte sorgfältig auf und zählte alle Biegungen und Öffnungen, während sie sich Thars Anweisungen laut vorsagte, obwohl sie diese genau kannte. Sie konnte es sich nicht leisten, sich hier zu verirren. Im Untergrab und in den kleinen Gängen darum herum würden Kossil oder Thar oder auch Manan sie wiederfinden. Manan hatte sie ein paar Mal mit hinuntergenommen. Aber hier war noch keiner vor ihr gewesen: sie war die einzige. Es würde ihr wenig nutzen, wenn die anderen im Untergrab nach ihr rufen würden und sie eine halbe Meile weiter weg im Schneckengewinde irgendeines Gangs steckte. Sie stellte sich vor, wie sie das Echo ihrer Stimmen hörte, das die Gänge entlang hallte, wie sie versuchen würde, sie zu erreichen, aber, völlig verloren, würde sie sich nur noch weiter von ihnen entfernen. Sie konnte sich das so deutlich vorstellen, daß sie innehielt und sich einbildete, eine Stimme zu vernehmen, die nach ihr rief. Aber alles war still. Sie würde sich nicht verirren. Sie paßte scharf auf. Hier war ihr Reich, ihr eigenstes Gebiet. Die Mächte der Dunkelheit, die Namenlosen, würden ihre Schritte leiten, wie sie die Schritte jedes anderen Sterblichen, der sich ins Labyrinth wagte, irreführen würden.

Das erste Mal ging sie nicht weit, aber doch weit genug, um dieses seltsame, bittere und zugleich angenehme Gefühl der Einsamkeit und der Unabhängigkeit zu verspüren, das in ihr stark wurde, das sie immer wieder zurücktrieb und doch jedes Mal etwas weiter zu gehen veranlaßte. Sie erreichte den Bemalten Raum und die Sechs Wege, folgte dem langen Außentunnel und drang durch das Gewirr der Gänge, die in den Knochenraum führten.

»Wann wurde das Labyrinth gegraben?« fragte sie Thar, und die

hagere, strenge Priesterin antwortete: »Herrin, ich weiß nicht. Niemand weiß es.«

»Warum wurde es angelegt?«

»Damit die Schätze der Gräber versteckt, und diejenigen, die versuchten, die Schätze zu stehlen, bestraft werden konnten.«

»Alle Schätze, die ich gesehen habe, sind in den Räumen hinter dem Thron und in den Kellern darunter. Was ist im Labyrinth?«

»Ein viel größerer und viel älterer Schatz. Will meine Herrin ihn anschauen?«

»Ja.«

»Nur sie kann dort eintreten, wo sich die Schätze der Gräber befinden. Ihre Diener können das Labyrinth betreten, aber nicht die Schatzkammer. Selbst Manan würde den Zorn der dunklen Mächte erwecken und das Labyrinth nicht wieder lebendig verlassen. Dorthin muß meine Herrin immer allein gehen. Ich weiß, wo sich der große Schatz befindet. Vor fünfzehn Jahren, bevor sie gestorben ist, hat mir meine Herrin den Weg beschrieben, damit ich ihn im Gedächtnis behalte und ihn ihr wieder vorsage, wenn sie zurückkehrt. Ich kann den Weg beschreiben, der vom Bemalten Raum ausgeht, und der Schlüssel zum Schatz ist dieser da, der kleine silberne, mit dem Drachen am Griff. Aber meine Herrin muß allein gehen.«

»Wie erreicht man die Schatzkammer?«

Thar beschrieb ihr den Weg, und sie erinnerte sich wieder, wie sie sich an alles erinnerte, das man ihr sagte. Aber sie ging nicht zu dem großen Schatz der Gräber. Etwas hielt sie zurück. Irgendwie hatte sie das Gefühl, als sei sie noch nicht bereit dazu, als fehle ihrem Wissen noch etwas. Vielleicht wollte sie auch nur etwas in Reserve behalten, etwas, worauf sie sich freuen konnte, das die endlosen, unterirdischen Gänge, die im Dunkel lagen und immer nur an eine leere Wand oder in eine verstaubte leere Kammer führten, in ein interessanteres Licht rückten. Sie beschloß, noch eine Weile zu warten, bevor sie den Schatz aufsuchte.

Und zudem — hatte sie nicht alles schon einmal gesehen?

Es berührte sie immer noch seltsam, wenn Thar oder Kossil von Dingen sprachen, die sie angeblich gesehen oder gesagt hatte, bevor sie starb. Sie wußte, daß sie wirklich gestorben war und zur Stunde ihres Todes in einem anderen Körper wiedergeboren wurde: dies hatte sich nicht nur einmal, vor fünfzehn Jahren, zugetragen, sondern auch vor fünfzig Jahren und davor und wieder davor, durch die Generationen hindurch bis zum Beginn der Zeitrechnung, bis zu der Zeit, als das Labyrinth gebaut und die Steine errichtet worden waren und die Erste Priesterin der Namenlosen an dieser Stätte waltete und vor dem Leeren Thron tanzte. Alle diese Leben waren im Grunde nur ein einziges Leben, und sie war ein Teil davon. Sie war die Erste

Priesterin. Alle Menschen werden wiedergeboren, aber nur sie, Arha, wird immer wieder als die gleiche wiedergeboren. Hunderte von Malen hatte sie die Gänge und Windungen des Labyrinths kennengelernt und war zu dem verborgenen Raum gelangt.

Manchmal kam es ihr vor, als erinnere sie sich daran. Die dunklen Stätten unter dem Hügel waren ihr so vertraut, als seien sie nicht nur ihr Reich, sondern auch ihr Heim. Wenn sie die betäubenden Dämpfe der Kräuter einatmete und in der dunklen, mondlosen Nacht tanzte, fühlte sie, wie sie immer schwereloser wurde, wie ihr Körper von einem anderen Willen geleitet wurde und sich bewegte; sie tanzte dann durch die Jahrhunderte, barfuß, schwarzgekleidet — und sie wußte, daß dieser Tanz nie ein Ende genommen hatte. Doch es berührte sie immer wieder seltsam, wenn Thar sagte: »Bevor meine Herrin starb, sagte sie mir …«

Einmal hatte sie gefragt: »Wer waren diese Männer, die kamen, um die Gräber zu berauben? War es je einem gelungen?« Die Vorstellung von Raub faszinierte sie, aber es kam ihr gleichzeitig auch unwahrscheinlich vor. Wie konnte es einem Menschen gelingen, unbemerkt an die Stätte zu gelangen? Pilger gab es nur sehr wenige, noch weniger als Gefangene. Ab und zu wurden neue Novizen oder Sklaven von den weniger bekannten Tempeln in den vier Landen angefordert, oder ein paar Leute kamen und brachten Gold oder seltene Spezereien als Gabe für einen der Tempel. Sonst kam niemand. Nie kam jemand aus Zufall hierher oder zur Besichtigung oder um etwas zu kaufen und zu verkaufen oder um zu stehlen. Leute kamen nur auf Bestellung hierher. Arha wußte nicht einmal, wie weit es bis zur nächsten Stadt war, ob es zehn Meilen waren oder mehr; und die nächste Stadt war zudem noch klein. Die Verteidigung und Bewachung der Stätte bestand in ihrer geographischen Lage, in ihrer Isolation, in ihrer Leere. Sollte irgend jemand versuchen, ungesehen die Wüste, die sie ringsum umgab, zu durchqueren, so waren seine Chancen, nicht gesehen zu werden, ungefähr so groß wie die eines schwarzen Schafes, das sich auf ein Schneefeld wagt.

Arha war mit Thar und Kossil zusammen, was immer häufiger geschah, wenn sie sich nicht im Kleinhaus oder unter dem Hügel aufhielt. Es war ein kalter Aprilabend, draußen stürmte es. Sie saßen in Kossils Zimmer, einem kleinen Raum hinter dem Tempel des Gottkönigs, um ein winziges Feuer aus getrocknetem Salbeikraut herum. Vor der Tür, im Gang, saßen Manan und Duby und spielten ein Spiel mit Stäben und Spielmarken, bei dem man ein Bündel Stäbe hochwirft und versucht, so viel Stäbe wie möglich mit dem Handrücken aufzufangen. Manan und Arha spielten es ab und zu heimlich, wenn sie sich allein im Innenhof des Kleinhauses befanden. Das Rascheln der Stäbe, das Murmeln der Stimmen, die Triumph oder

Enttäuschung ausdrückten, und das leise Prasseln des Feuers waren die einzigen Geräusche, die man vernehmen konnte, wenn die drei Priesterinnen schwiegen. Die tiefe Stille der Wüstennacht lag überall außerhalb der Mauern. Böige Winde brachten hin und wieder kurze, heftige Regenschauer.

»Viele haben versucht, die Gräber zu berauben«, sagte Thar. »Aber das ist nun schon lange her, und es ist keinem gelungen.« Obwohl sie von Natur aus schweigsam war, so war sie doch gelegentlich bereit, eine Geschichte zu erzählen, besonders, wenn sie diese mit einer Belehrung für Arha verknüpfen konnte. An jenem Abend sah es so aus, als würde eine Geschichte zum Besten gegeben werden.

»Wie konnten sie es wagen?«

»Sie haben es gewagt«, sagte Kossil. »Hexenmeister, Zauberer der Innenländer waren es. Das trug sich zu, noch bevor der Gottkönig über das Kargadreich herrschte, damals waren wir noch nicht so mächtig. Die Zauberer kamen vom Westen nach Karego-At und Atuan gesegelt, plünderten die Städte an der Küste und verwüsteten die Bauernhöfe, selbst bis in die heilige Stadt Awabad sind sie gedrungen. Sie behaupteten, daß sie nur gekommen seien, um Drachen zu töten, aber in Wirklichkeit blieben sie hier, um Städte und Tempel auszuplündern.«

»Und ihre großen Helden kamen zu uns, um die Schärfe ihrer Schwerter zu erproben«, sagte Thar, »und um ihre ruchlosen Zaubersprüche zu wirken. Einer von ihnen, ein mächtiger Zauberer und ein Drachenfürst, der größte unter ihnen, ließ hier sein Leben. Das trug sich vor langer, langer Zeit zu, aber die Geschichte lebt weiter — und nicht nur hier. Der Name des Zauberers war Erreth-Akbe, und er war ein König und ein Zauberer des Westens. Er kam hierher, und in Awabad verbündete er sich mit einigen rebellierenden Fürsten des Landes, und dann kam es zu einem Kampf mit dem Hohepriester des höchsten Tempels der Zwillingsgötter. Sie haben lange miteinander gekämpft, Zauberkraft gegen Götterblitze, und der ganze Tempel und viel ringsum wurde zerstört. Aber endlich zerbrach der Hohepriester den Zauberstab von Erreth-Akbe und das Amulett, das ihm Macht verlieh, und damit hatte er ihn besiegt. Aber er entfloh aus der Stadt und aus Kargad und flüchtete über die Erdsee, bis er in den fernen Westen kam; dort wurde er von einem Drachen getötet, denn seine Macht war dahin. Von diesem Tag an nimmt die Macht und Stärke der Innenländer ständig ab. Der Hohepriester hieß Intathin, er war der erste aus dem Hause Tarb, das, in Erfüllung der Prophezeiungen und nach Ablauf der Jahrhunderte, die Priesterkönige von Karego-At hervorgebracht hat, von denen die Gottkönige des Kargadreiches abstammen. Man kann also sagen, daß beginnend mit

Intathin die Größe und Macht des Kargadreiches gewachsen ist. Diejenigen, die gekommen sind, um die Gräber zu plündern, das waren Zauberer, die immer und immer wieder versuchten, das zerbrochene Amulett von Erreth-Akbe zurückzugewinnen. Aber es ist noch immer hier, wo es vom Hohepriester zur Aufbewahrung und zur Sicherheit hergebracht wurde. Und ihre Gebeine sind auch noch da …« Thar deutete auf den Boden zu ihren Füßen.

»Die Hälfte davon ist da«, sagte Kossil.

»Und die andere Hälfte ist für immer verschollen.«

»Wieso verschollen?« fragte Arha.

»Die eine Hälfte, die in Intathins Hand war, wurde dem Schatzmeister der Gräber übergeben, damit er sie auf alle Ewigkeit sicher hier aufbewahre. Die andere Hälfte behielt der Zauberer in seiner Hand, aber bevor er floh, gab er sie einem der kleineren Könige, der auch zu den Rebellen gehört hatte, einem gewissen Thoreg von Hupun. Ich weiß nicht, warum er das tat.«

»Um Streit zu provozieren, um Thoreg hoffärtig zu machen«, sagte Kossil. »Und das hat er auch erreicht. Die Nachkommen von Thoreg haben wieder rebelliert, als das Haus der Tarb an die Regierung kam. Sie griffen wieder zu ihren Waffen gegen den ersten Gottkönig und weigerten sich, ihm den Treueeid zu leisten und ihn als König oder Gott anzuerkennen. Das war ein verfluchtes, verzaubertes Geschlecht! Aber jetzt sind sie alle tot.«

Thar nickte. »Der Vater unseres jetzigen Gottkönigs, der Herrscher-der- wiedererstanden-ist, hat das ganze Geschlecht der Hupun ausgerottet und ihren Besitz zerstört. Seitdem das vollbracht wurde, ist die andere Hälfte des Amuletts, die seit den Tagen von Erreth-Akbe und Intathin in der Familie Hupun war, verschwunden. Niemand weiß wohin. Und all das trug sich vor einer Generation zu.«

»Es wurde bestimmt als Kehricht weggeworfen«, sagte Kossil. »Man sagt, daß der Ring von Erreth-Akbe nach nichts aussieht, seinen Wert sieht man ihm überhaupt nicht an. Der verwünschte Ring und das verruchte Zaubervolk!« Kossil spuckte angewidert ins Feuer.

»Haben Sie die Hälfte, die wir hier haben, gesehen?« wandte sich Arha fragend an Thar.

Die hagere Frau schüttelte den Kopf. »Sie befindet sich in dem Schatz, den niemand, außer der Einen Priesterin, sehen darf. Es ist gut möglich, daß dies der größte aller vorhandenen Schätze ist. Ich bin nicht sicher, aber ich vermute es fast. Seit Hunderten von Jahren werden Diebe und Zauberer von den Innenländern hierhergeschickt, damit sie die Ringhälfte stehlen, und die gingen an offenen Truhen voll Gold und Juwelen vorbei, ohne etwas anzurühren, nur dieses eine Ding suchten sie. Es ist jetzt schon lange her, seit Erreth-Akbe und Intathin gelebt haben, doch die Geschichte lebt noch weiter und wird

heute noch erzählt, sowohl hier als auch im Westen. Die meisten Dinge werden alt im Verlaufe der Jahre, und man hört nichts mehr von ihnen. Nur ganz wenige Dinge behalten ihren Wert und nur ganz wenige Geschichten werden immer wieder erzählt.«

Arha grübelte eine Weile vor sich hin, dann sagte sie: »Das müssen entweder sehr mutige oder sehr dumme Männer gewesen sein, die sich in die Gräber gewagt haben. Wissen die denn nicht um die Macht der Namenlosen?«

»Nein«, erwiderte Kossil kalt. »Die haben keine Götter. Und sie achten die Götter nicht. Die können Zauberei wirken und halten sich selbst für Götter. Aber sie sind es nicht. Und wenn sie sterben, so werden sie nicht wiedergeboren. Sie zerfallen zu Asche und Knochen, und ihr Geist heult ein bißchen im Wind, bevor er fortgeblasen wird. Sie haben keine unsterbliche Seele.«

»Aber was ist das für eine Magie, die sie wirken können?« fragte Arha voll Interesse. Sie erinnerte sich nicht mehr an ihre eigenen, vor einigen Jahren geäußerten Worte, daß sie sich abwenden und weigern würde, Schiffen aus den Innenländern nachzuschauen. »Wie machen sie das? Was können sie tun?«

»Trickspielereien, Vorspiegelungen, Gaukeleien«, Kossil zuckte verächtlich die Achseln.

»Es muß schon etwas mehr sein, wenn die Geschichten nur halbwegs wahr sind«, sagte Thar. »Die Zauberer im Westen können Wind aufbringen und ihn wieder stillen, und sie können ihn in jeder Richtung blasen lassen. Das sagen alle, und alle stimmen damit überein. Deswegen sind sie auch so ausgezeichnete Seefahrer, denn sie können einen magischen Wind in ihre Segel zaubern und hinfahren, wohin sie wollen, und den Stürmen des Meeres können sie trotzen und ihnen gebieten, ruhig zu sein. Und man sagt auch, daß sie Licht herbeibringen können, und auch Dunkelheit können sie herbeizaubern, und Steine können sie zu Diamanten und Blei zu Gold machen; daß sie im Handumdrehen eine ganze Stadt oder einen Palast herbeizaubern können, wenigstens illusionsweise, und sich selbst in Bären, Fische, Drachen oder sonst etwas verwandeln können, habe ich auch gehört.«

»All das glaube ich nicht«, sagte Kossil. »Daß sie gefährlich und verschlagen sind mit ihren Tricks, schlüpfrig wie Aale, ja, das glaube ich. Aber man sagt, daß sie — wenn man ihnen den hölzernen Stab wegnimmt — überhaupt keine Macht mehr haben. Wahrscheinlich haben sie unheilvolle Runen hineingeritzt.«

Thar schüttelte wiederum den Kopf. »Stimmt, sie tragen einen Stab mit sich, aber das ist nur ein äußeres Zeichen der Macht, die sie innerlich besitzen.«

»Aber wie bekommen sie diese Macht?« fragte Arha. »Woher

stammt sie?«

»Von Lügen«, Kossil sprach mit Überzeugung.

»Von Worten«, sagte Thar. »Das hat mir einer gesagt, der einem großen Zauberer der Innenländer — sie nennen sie Magier — zugeschaut hat. Sie haben ihn im Westen gefangen genommen, als sie dort auf einem Beutezug waren. Er zeigte ihnen einen dürren Zweig und sprach ein Wort darüber. Und siehe da — er blühte! Und dann sprach er ein anderes Wort, und siehe da — er trug reife Äpfel! Und dann sprach er noch ein Wort — und Stock, Blüten und Äpfel, alles verschwand, und der Zauberer dazu. Ein Wort nur hatte genügt, und er war verschwunden, wie ein Regenbogen verschwindet, wie ein Augenaufschlag vorübergeht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie haben ihn nie wieder auf dieser Insel gefunden. Nun, ist das nur Gaukelei?«

»Es ist leicht, Narren zu narren«, erwiderte Kossil.

Thar sagte nichts darauf, um keinen Streit aufkommen zu lassen, aber Arha ließ das Thema nur widerwillig fallen. »Wie sieht denn das Zaubervolk aus?« fragte sie. »Sind sie wirklich überall ganz schwarz, mit weißen Augen?«

»Sie sind schwarz und verdorben. Ich habe noch keinen gesehen«, sagte Kossil mit Genugtuung, und sie verlagerte ihr Gewicht auf dem Schemel und streckte ihre Hände gegen das Feuer.

»Mögen die Zwillingsgötter sie fernhalten«, murmelte Thar.

»Sie werden nie wieder hierherkommen«, sagte Kossil, und das Feuer prasselte vor ihnen, und der Regen prasselte auf das Dach, und draußen auf dem düsteren Flur schrie Manan mit schriller Stimme: »Aha! Ich bekomme die Hälfte! Die Hälfte!«

5
LICHT UNTER DEM HÜGEL

Als das Jahr sich seinem Ende zu neigte, starb Thar. Im Sommer hatte sie begonnen, über eine Schwäche zu klagen, die nicht weichen wollte und an ihrer Gesundheit zehrte. Sie, die stets hager gewesen war, magerte nun zum Skelett ab; sie, die früher verschlossen gewesen war, redete nun überhaupt nicht mehr. Nur mit Arha sprach sie noch gelegentlich, wenn sie allein miteinander waren, und dann hörte selbst das auf, und schweigend ging sie in das Land der ewigen Dunkelheit ein. Als sie für immer gegangen war, merkte Arha, wie sehr sie ihr fehlte. Wohl war sie streng gewesen, aber weh getan hatte sie keinem. Sie hatte sich bemüht, in Arha Stolz zu erwecken, und ließ keine Furcht aufkommen.

Jetzt war nur noch Kossil übrig.

Im Frühling sollte eine neue Hohepriesterin aus Awabad in den Tempel der Zwillingsgötter kommen; bis dahin teilten sich Kossil und Arha die Leitung und Verwaltung der Stätte. Die Frauen nannten das Mädchen »Herrin« und führten aus, was Arha befahl. Doch Arha lernte bald, Kossil keine Anweisungen zu erteilen. Zwar hatte sie das Recht dazu, doch fehlte ihr die Macht. Viel Stärke wäre nötig gewesen, um Kossil herumzukommandieren, denn sie war neidisch auf jeden, der höher stand als sie, und sie haßte alles, was sie nicht unter ihrer Fuchtel hatte.

Seit Arha (von der sanften Penthe) gelernt hatte, daß Unglauben existiert, und seitdem sie es als Möglichkeit akzeptiert hatte — obwohl sie dies tief beunruhigte —, sah sie Kossil in einem neuen Licht und verstand sie besser. Kossil huldigte den Namenlosen und den Göttern nicht aus voller innerer Überzeugung. Nur Macht war ihr heilig, sonst nichts. Die Herrscher des Kargadreiches hielten diese Macht in ihren Händen und waren deshalb, in Kossils Augen, wahre Gottkönige und ihres, Kossil, Dienstes gewiß. Die Tempel jedoch waren für sie nichts als Äußerlichkeiten, die Grabsteine bloße Felsen und die Gräber von Atuan nichts als Löcher im Boden, die zwarerschreckend, doch sonst leer waren. Läge es in ihrer Macht, so würde sie die Verehrung des Leeren Thrones abschaffen. Und wenn sie könnte, so würde sie die Erste Priesterin ebenfalls verschwinden lassen.

Es dauerte eine geraume Zeit, aber schließlich war Arha so weit, daß sie all diese Vermutungen als gegeben hinnahm. Vielleicht hatte ihr Thar geholfen, dies zu erkennen, obwohl sie nie direkt darüber gesprochen hatte. Als ihre Krankheit noch im ersten Stadium war, hatte sie Arha gebeten, alle paar Tage zu ihr zu kommen und mit ihr

zu reden. Sie hatte ihr viel über den Gottkönig und seine Vorgänger erzählt, und was in Awabad vor sich ging — Dinge, die sie als Hohepriesterin wissen mußte, die aber nicht immer schmeichelhaft für den Gottkönig und seinen Hof waren. Manchmal erzählte sie auch aus ihrem eignen Leben und beschrieb, wie die vorherige Arha ausgesehen und was sie alles unternommen hatte. Manchmal — nicht oft — verweilte sie bei den Gefahren und Schwierigkeiten, die Arha in ihrem jetzigen Leben erwarten würden. Nie erwähnte sie Kossil mit Namen, aber Arha war elf Jahre lang Thars Schülerin gewesen, und ein Blick, ein Ton genügten, um den tieferen Sinn ihrer Worte zu begreifen und im Gedächtnis zu behalten.

Nachdem die bedrückenden Rituale der Trauer abgeschlossen waren, versuchte Arha, Kossil aus dem Wege zu gehen. Wenn die langen Arbeiten und Rituale des Tages vorbei waren, zog sich Arha in ihr Haus zurück, und wenn sie Zeit übrig hatte, ging sie in das Zimmer hinter dem Thron, öffnete die Falltür und stieg hinunter in die Dunkelheit. Es war gleich, ob es draußen Tag oder Nacht war, dort unten war es immer dunkel. Sie hatte begonnen, ihr unterirdisches Reich systematisch zu erforschen. Das Untergrab, das heiligste der Heiligtümer, war jedem verboten, nur Priesterinnen und ihre vertrautesten Eunuchen durften hier eintreten. Jeder andere, ob Mann oder Frau, würde vom Fluch der Namenlosen niedergeschmettert werden. Aber unter all den Regeln fand sie keine, die den Zutritt zum Labyrinth untersagte. Das war auch nicht nötig. Es konnte nur vom Untergrab aus betreten werden. Und außerdem — war es nötig, einer Fliege zu verbieten, ins Netz einer Spinne zu fliegen?

Diese Überlegungen führten sie dazu, Manan öfter mit hinunter ins Labyrinth zu nehmen, damit er lerne, sich wenigstens in den näherliegenden Gängen auszukennen. Er hatte überhaupt keine Lust dazu, dorthin mitzugehen, aber wie in allem, so gehorchte er ihr auch darin. Sie vergewisserte sich auch, ob Duby und Uahto, Kossils Eunuchen, ebenfalls den Weg in den Kettenraum und den Weg aus dem Untergrab heraus wußten, aber mehr zeigte sie ihnen nicht. Sie wollte nicht, daß irgend jemand, außer Manan, der ihr treu ergeben war, die geheimen Gänge kannte. Denn die waren ihr Eigentum in alle Ewigkeit. Sie hatte mit der Gesamterforschung des Labyrinths begonnen. Den ganzen Herbst verbrachte sie damit, und manche Tage lang durchmaß sie diese endlosen Gänge, und noch immer stieß sie auf gewisse Abschnitte, die ihr neu und fremd waren. Es war ermüdend, dieses ganze, riesige, nutzlose Gewirr von Gängen zu erforschen, ihre Beine taten ihr weh und ihr Geist langweilte sich von dem dauernden Zählen der Ecken und Durchgänge, die bereits hinter und noch vor einem lagen. Es war im Grunde eine meisterhafte Anlage, die sich durch das Felsgestein wie das Straßennetz einer

großen Stadt zog, aber es war so angelegt, daß es jeden Sterblichen ermüden und verwirren würde, und selbst die Priesterin mußte am Ende zur Erkenntnis gelangen, daß es nichts weiter war als eine Riesenfalle.

Im Verlauf des Winters wandte sie sich daher immer mehr der Erforschung der Thronhalle zu, den Altären, den Nischen hinter und unter den Altären, den Zimmern voller Truhen und Kästen, und dem Inhalt dieser Truhen und Kästen; sie erforschte die Flure und Speichergewölbe, das staubige Rund unter der Kuppel, in dem Hunderte von Fledermäusen hausten, die Kellergewölbe, die untereinander lagen und ihr wie die Vorgemächer der Dunkelheit selbst erschienen.

Ihre Hände und Ärmel von süßlich riechendem Moschus parfümiert, der acht Jahrhunderte lang in einer eisernen Truhe gelagert und zu Staub zerfallen war, ihre Stirn von dunklen Spinnweben umflort, die sich nicht wegwischen ließen, so kniete sie oft stundenlang und betrachtete die wunderbaren Schnitzereien an einer Truhe aus Zedernholz, die vor langer Zeit als Gabe für die Namenlosen von irgendeinem König hierhergebracht worden waren. Hier konnte man den König erkennen, eine kleine, steife Gestalt mit einer großen Nase, und dort war die Thronhalle mit der flachen Kuppel und dem Portal mit den Säulen, das in kunstvollen Reliefs von einem Künstler geschnitzt worden war, der schon seit Hunderten von Jahren zu Staub zerfallen war. Und hier konnte man die Eine Priesterin erkennen, die den betäubenden Duft der Kräuter einatmete, die in den Bronzeschalen brannten, und die einen König beriet oder ihm etwas prophezeite, dessen Nase auf diesem Bild abgebrochen war. Das Gesicht der Priesterin war zu klein, um ihre Züge zu erkennen, aber Arha stellte sich vor, daß es ihre eigenen Gesichtszüge waren. Sie versuchte sich zu erinnern, was sie dem König mit der großen Nase gesagt hatte, und ob er dankbar gewesen war.

Sie hatte Lieblingsplätze in der Thronhalle, wie man Lieblingsplätze in einem sonnigen Haus haben konnte. Oft begab sie sich in einen der kleinen, halbhohen Speicher im hinteren Teil der Halle. Dort befanden sich uralte Gewänder und Kostüme noch aus der Zeit, da mächtige Könige und Fürsten hierher an die Gräberstätte gekommen waren, um ihre Ehrfurcht zu bezeugen und um darzutun, daß dies eine Stätte war, die größer war als ihr eigenes Reich, größer als jedes Menschenreich. Manchmal waren Prinzessinnen mitgekommen, die weiche, weiße, mit Topas und Amethyst bestickte Seidengewänder trugen und mit der Priesterin der Gräber tanzten. Unter einem der Schätze befanden sich kleine, bemalte Tischchen aus Elfenbein, die solch einen Tanz darstellten, und außerhalb des Saales warteten Fürsten und Könige, denn damals wie heute war es keinem

Mann gestattet, die Thronhalle zu betreten. Doch die Mädchen durften hereinkommen, und in weiße Seide gehüllt tanzten sie mit der Priesterin. Die Priesterin trug ein grobgewebtes, schwarzes Gewand, auch das war gleich geblieben. Doch es gefiel Arha, den süßlich duftenden, weichen Stoff, der halb zerfallen war vom Alter, anzufassen und die Juwelen, gleichbleibend in ihrer Schönheit, zu betrachten, die, zu schwer geworden längst für das brüchige Gewebe, zum Teil abgefallen waren. Von diesen Gewändern ging ein anderer Geruch aus als der Moschus- und Weihrauchduft, der in den Tempeln hing: er war frischer, jünger, weniger stark.

In den Schatzkammern konnte sie ganze Nächte verweilen und sich mit dem Inhalt einer einzigen Truhe vertraut machen. Sie betrachteteEdelstein nach Edelstein, die verrosteten Rüstungen, die brüchigen Federbüsche der Helme, die Gürtelschnallen, Broschen und Nadeln, manche aus Bronze, andere aus Silber und andere aus reinem Gold.

Die Eulen, die sich durch sie nicht stören ließen, blieben auf den Dachbalken hocken und öffneten und schlossen ihre gelben Augen. Schwaches Sternenlicht schimmerte zwischen den Ziegeln des Daches, und Schnee fand seinen Weg durch das beschädigte Dach und fiel als feiner Staub herab, wie die uralte Seide, die in ihrer Hand zu nichts zerfiel.

Es war in einer Nacht im späten Winter, als es ihr zu kalt wurde im Thronsaalgebäude. Sie ging zu der Falltür, hob sie hoch, schwang sich auf die Stufen und schloß sie wieder über sich. Geräuschlos machte sie sich auf den Weg, den sie so gut kannte, den Zugang zum Untergrab. Dorthin nahm sie selbstverständlich nie ein Licht mit. Wenn sie eine Laterne mit sich trug, die sie im Labyrinth angezündet hatte, oder die ihr den Weg durch die Nacht außerhalb gewiesen hatte, so versäumte sie nie, diese auszulöschen, bevor sie das Untergrab betrat. Noch nie, in all den Generationen ihrer Priesterwürde, hatte sie dieses Gewölbe gesehen. Als sie sich jetzt im Gang zum Untergrab befand, blies sie ihre Kerze in der Laterne aus, die sie mit sich trug, und ohne ihre Schritte zu verzögern, ging sie in die pechrabenschwarze Finsternis hinein, so sicher wie ein kleiner Fisch im dunklen Wasser. Ob Winter oder Sommer, hier gab es weder Hitze noch Kälte: es war immer gleich kühl, immer gleich feucht, jahraus, jahrein. Draußen, über ihr, fegten die großen, kalten Winterstürme feinen Schnee über die Wüste, hier drunten spürte man keinen Wind, keine Jahreszeit, alles war nahe, ruhig und sicher.

Sie war auf dem Weg zum Bemalten Raum. Manchmal hatte sie Lust, dorthin zu gehen und die Wandbilder zu betrachten, die beim Schein ihrer Laterne aus der Dunkelheit plötzlich ins Auge sprangen: sie zeigten Männer mit langen Flügeln und großen Augen, die

nachdenklich und tiefernst dreinblickten. Kein Mensch konnte ihr sagen, was sie darstellten, nirgends an der Stätte sah man ähnliche Bilder, aber sie bildete sich ein, daß sie es wußte: das waren die Geister der Verdammten, die Geister derjenigen, die nicht wiedergeboren wurden. Da der Bemalte Raum sich im Labyrinth befand, mußte sie das große Gewölbe unter den Gräbern durchqueren. Als sie sich ihm, den abfallenden Gang entlang schreitend, näherte, sah sie ein schwaches Grau, die zaghafte Andeutung, das Echo eines Echos, eines fernen Lichtes.

Sie glaubte erst, daß ihre Augen sie narrten, wie sie es öfters in der absoluten Dunkelheit taten. Sie schloß sie, und das schwache Licht verschwand. Sie öffnete sie, und es war wieder da.

Sie hielt an und blieb stehen. Grau, nicht Schwärze, umgab sie. Ein feiner Schimmer, kaum wahrnehmbar, dort, wo nichts wahrnehmbar hätte sein dürfen, wo alles schwarz sein mußte.

Sie machte ein paar Schritte vorwärts und griff mit ihrer Hand nach der Ecke des unterirdischen Gangs: und, ganz undeutlich, sah sie die Bewegung ihrer eigenen Hand.

Sie ging weiter. Dies war so unglaublich, daß es undenkbar war, daß es die Furcht selbst erstickte, dieses schwächste aller Lichter dort, wohin noch nie ein Lichtstrahl gefallen war, im innersten Grab der Dunkelheit. Bei der letzten Krümmung des Gangs hielt sie inne, dann, ganz langsam, machte sie den letzten Schritt und schaute, und sah …

… sah das, was sie noch nie gesehen hatte, noch nie, obgleich sie schon in Hunderten von Leben hiergewesen war: die große, geschwungene Höhlung unterhalb der Gräber, nicht von Menschenhand geschaffen, sondern von den Mächten dieser Erde selbst. Der Raum war mit Juwelen aus Kristall bedeckt und mit Spitzen geschmückt, ein Filigran aus silberweißem Kalkstein, geschaffen von den Wassern, die seit Äonen hier gewirkt hatten — riesig, mit glitzerndem Dach und Wänden, schimmernd, zerbrechlich, verschlungen, ein Palast aus Diamanten, ein Haus aus Amethyst und Kristall, aus dem die uralte, ewig lastende Dunkelheit von der überwältigenden Pracht vertrieben worden war.

Nicht hell war dieses Licht, doch überwältigend für das an Dunkelheit gewöhnte Auge. Es war ein sanftes Leuchten, wie ein Licht, das über dem Moor liegt, das sich langsam dem Gewölbe entlang bewegte und in tausend glitzernden Funken das juwelengeschmückte Dach entlangsprühte, das tausend phantastische Schatten entlang der gemeißelten Wände warf.

Das Licht brannte am Ende eines hölzernen Stabes, ohne zu rauchen, ohne etwas zu verzehren. Der Stab wurde von einer Menschenhand gehalten. Arha sah ein Gesicht neben dem Licht, ein dunkles Gesicht: das Gesicht eines Mannes.

Sie rührte sich nicht.

Wiederholt durchquerte er das riesige Gewölbe. Er bewegte sich so, als ob er etwas suche, schaute hinter die mit Spitzen verzierten, steinernen Wasserfälle und betrachtete die verschiedenen Passagen, die aus dem Untergrab hinausführten, doch er betrat sie nicht. Noch immer stand die Priesterin der Gräber in dem schwarzen Schatten des Gangs, wartend, ohne sich zu rühren.

Das Schwerste für sie war vielleicht, daß sie einen Fremden sah. Sie hatte sehr wenige Fremde in ihrem Leben gesehen. Sie vermutete, daß dies einer der Wärter sein mußte — nein, wahrscheinlich war es einer der Männer von jenseits der Mauer, ein Ziegenhirte, oder einer der Posten, ein Sklave der Stätte, und er war gekommen, um die Geheimnisse der Namenlosen auszukundschaften, vielleicht, um etwas von den Gräbern zu stehlen.

… um etwas zu stehlen; um die Dunklen Mächte zu berauben; die Stätte zu entweihen, ein Sakrileg zu begehen. Sakrileg — das Wort nahm allmählich Form an in Arhas Gehirn. Dies war ein Mann, und keines Mannes Fuß durfte den Boden der Gräber, diesen geheiligten Ort, berühren. Und doch war er hierhergekommen in diesen ausgehöhlten Raum, hierher, in das Herz der Gräberstätte. Er hatte es betreten. Er hatte Licht angezündet, hier, wo es verboten war, Licht zu machen, wo nie, seit Beginn der Welt, Licht geschienen hatte. Warum blieben die Namenlosen stumm, warum zermalmten, zerschmetterten sie ihn nicht auf der Stelle?

Er war stehengeblieben und schaute auf den felsigen Boden zu seinen Füßen, wo er aufgebrochen und umgeschichtet worden war. Man konnte sehen, daß man hier gegraben und wieder zugeschüttet hatte. Die sauer riechenden, unfruchtbaren Erdschollen, die man für das Grab aufgeworfen hatte, waren nicht alle wieder festgestampft worden.

Ihre Gebieter hatten jene drei verzehrt. Warum verzehrten sie diesen hier nicht? Worauf warteten sie?

Ihren Händen oblag es, zu handeln, ihrer Zunge oblag es, zu reden …

»Geh! Geh! Verschwinde!« schrie sie plötzlich, von Erregung gepackt, laut aus. Mächtige Echos dröhnten und rollten durch das Gewölbe, schienen das erschrockene, dunkle Gesicht zu verwischen, das sich ihr zugewandt hatte, und das sie einen Augenblick lang quer über die aufgestörte Pracht der Höhlung hinweg wahrnahm. Dann erlosch das Licht. Die Pracht war verschwunden. Dunkelheit und Stille kehrten zurück.

Jetzt konnte sie wieder denken. Der Bann, durch das Licht auferlegt, war gebrochen.

Er mußte durch die Tür zwischen den roten Felsen, durch die

Gefangenentür, hereingekommen sein, und er würde versuchen, durch die Tür wieder zu entfliehen. Behende und so lautlos wie eine leichtbeflügelte Eule eilte sie den Halbkreis des Gewölbes entlang zu dem niederen Gang, der zu der Tür führte, die sich nur nach innen öffnen ließ. Sie spürte keinen Luftzug, der von außen hereindrang. Er hatte die Tür nicht offenstehen lassen hinter sich. Sie war geschlossen, und wenn er sich im Gang befand, dann war er gefangen.

Aber er war nicht in dem Gang. Sie war sich dessen gewiß. Es war hier so eng, daß sie seinen Atem vernommen, daß sie die Wärme, den Puls seines Lebens, gespürt hätte. Niemand war hier. Sie richtete sich voll auf und lauschte. Wo war er hingegangen?

Die Dunkelheit legte sich ihr wie eine Binde über die Augen. Der Anblick des Untergrabes hatte sie verstört, sie war verwirrt. Sie kannte das Gewölbe nur durchs Gehör, durch den Tastsinn, von den schwachen Luftströmungen des Riesenraumes, der ein Geheimnis war und dem Auge für immer verschlossen bleiben sollte. Und sie hatte ihn *gesehen!* Das Geheimnis war gelüftet und kein Entsetzen offenbarte sich ihr, sondern eine überwältigende Schönheit, ein Geheimnis, das tiefer war als die Dunkelheit selbst.

Langsam bewegte sie sich jetzt vorwärts, sie war unsicher, und ihre Gedanken überstürzten sich. Sie tastete nach links, den zweiten Eingang suchend, den Gang, der ins Labyrinth führte. Hier blieb sie stehen und lauschte.

Ihr Gehör sagte ihr nicht mehr als ihre Augen. Aber als sie regungslos stand, mit ausgestreckten Händen den Eingang links und rechts berührend, fühlte sie ein schwaches, fast unmerkliches Vibrieren im Fels, und die kalte, verbrauchte Luft enthielt etwas, das ihr fremd war, das nicht hierhergehörte: den Geruch von wildem Salbei, der auf den Hügeln der Wüste wuchs, über ihr, unter dem freien, offenen Himmel.

Langsam und lautlos schlich sie vorwärts, ihrer Nase folgend.

Nach ungefähr hundert Schritten hörte sie ihn. Er war fast so lautlos wie sie, aber er bewegte sich nicht so sicher in der Dunkelheit, mit der sie vertraut war. Sie hörte ein ganz schwaches Schürfen, so als ob er sich an dem unebenen Boden gestoßen und sofort wieder gefangen hätte. Sonst vernahm sie nichts. Sie wartete eine Weile, dann ging sie langsam weiter, mit den rechten Fingerspitzen leicht die Wand berührend. Endlich spürte sie den gerundeten Metallstreifen unter den Füßen. Hier hielt sie inne und tastete den Metallstreifen hoch, streckte sich, so weit sie konnte, bis sie einen Griff zu fassen bekam, der aus dem Metall herausragte. Diesen hielt sie fest und zog ihn, plötzlich, mit ihrer ganzen Kraft nach unten.

Ein furchtbares Rasseln ertönte, dann ein dumpfer Schlag. Blaue Funken fielen um sie nieder. Echos verhallten streitend im Gang hinter

ihr. Sie streckte ihre Hände aus und fühlte, nur Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt, die beschlagene Oberfläche einer eisernen Tür.

Sie atmete tief aus.

Langsam folgte sie dem Gang, der zum Untergrab führte, und sich rechts haltend, kehrte sie zur Falltür hinter dem Thronsaal zurück. Sie beeilte sich nicht und ging leise, obwohl es nicht mehr nötig war, still zu sein. Sie hatte ihren Dieb gefangen. Die Tür, durch die er geschritten war, war die einzige, die ins Labyrinth hinein- und aus ihm herausführte. Und sie konnte nur von außen geöffnet werden.

Jetzt war er dort unten, in der Dunkelheit unter der Erde, und er würde nie mehr herauskommen.

Aufrecht und gelassen schritt sie am Thron vorbei und die lange, von Säulen flankierte Halle hinunter. Dort, wo sich auf einem hohen Dreifuß eine Bronzeschale voll glühender Kohle befand, wandte sie sich um und näherte sich den sieben Stufen, die zum Thron hinaufführten.

Auf der niedersten Stufe kniete sie nieder und berührte mit ihrer Stirn den kalten, staubigen Stein, der von Mäuseknochen übersät war, die die Eulen hatten fallen lassen.

»Vergebt mir, daß ich Zeuge war, wie Eure Dunkelheit zerstört wurde«, flehte sie, ohne die Worte laut zu sprechen. »Vergebt mir, daß ich Zeuge war, wie Eure Gräber geschändet wurden. Ihr werdet gerächt werden. Oh, meine Gebieter, der Tod wird ihn Euch übergeben, und er wird niemals wiedergeboren!«

Doch noch während sie betete, sah sie vor ihrem geistigen Auge den herrlich schimmernden Glanz des leuchtenden Gewölbes, sah Leben an der Stätte des Todes, und anstatt Furcht wegen der Schändung und Zorn gegen den Verbrecher zu verspüren, mußte sie immer wieder daran denken, wie seltsam es war, wie seltsam …

»Was soll ich nun Kossil sagen?« fragte sie sich, als sie in den Wintersturm hinaus trat und ihren Umhang fester um die Schultern zog. »Nichts. Noch nichts. *Ich* bin die Herrin des Labyrinths. Das geht den Gottkönig nichts an. Vielleicht werde ich es ihr sagen, wenn der Dieb tot ist. Wie werde ich ihn töten? Ich sollte Kossil mitbringen und zuschauen lassen, wie er stirbt. Sie hat den Tod ja gern. Was hat er nur gesucht? Er muß wahnsinnig sein. Wie kam er nur hinein? Kossil und ich sind die einzigen, die einen Schlüssel für die Tür zwischen den roten Felsen und die Falltür besitzen. Er muß aber durch die Felsentür gekommen sein. Nur ein Hexenmeister kann die öffnen. Ein Hexenmeister …?«

Sie erstarrte, obwohl der Wind sie fast umriß.

»Er ist ein Hexenmeister, ein Zauberer aus den Innenländern, der das Amulett von Erreth-Akbe sucht.«

Und dieser Gedanke war von solch einer unheimlichen

Faszination, daß ihr trotz des eisigen Windes ganz warm wurde und sie laut auflachte. Die Stätte und die Wüste, die sie umgab, waren schwarz und still; der Wind heulte; kein Licht brannte im Großhaus; feiner, fast unsichtbarer Schnee trieb an ihr vorbei.

»Wenn er die rote Felsentür aufgemacht hat, dann kann er auch andere Türen öffnen. Er kann entfliehen.«

Der Gedanke rieselte ihr kalt durch die Glieder, aber er überzeugte sie nicht. Die Namenlosen hatten ihn eintreten lassen. Warum auch nicht? Er konnte kein Unheil anrichten. Welche Gefahr stellte ein Dieb dar, der die Stätte seines Verbrechens nicht verlassen konnte? Gewiß, er besaß die Macht, Zauber und Schwarze Magie zu wirken, und groß mußte seine Macht sein, denn er war weit gekommen. Aber weiter kam er nicht. Keine Zauberei eines Sterblichen konnte sich mit dem Willen der Namenlosen messen, mit denen, die in den Gräbern gegenwärtig waren, mit den Herrschern, deren Thron leer stand.

Um sich dessen zu vergewissern, eilte sie zum Kleinhaus hinunter. Manan war eingeschlafen auf der Veranda. Er hatte sich in seinen Umhang und in die alte Pelzdecke gehüllt, die ihm als Winterbett diente. Sie trat leise ein, um ihn nicht aufzuwecken, und zündete keine Lampe an. Sie öffnete einen kleinen, verschlossenen Raum, nicht viel größer als ein Schrank, am Ende des Flurs. Dort schlug sie einen Funken, gerade lang genug, um eine gewisse Stelle am Boden zu finden, und sich niederkniend löste sie eine Kachel vom Boden.

Ein kleines Stück grobes, schmutziges Gewebe, nur ein paar Zentimeter groß, lag unter ihren Fingern. Das schob sie lautlos zur Seite. Sie fuhr zurück, denn ein Lichtstrahl drang herauf, fiel ihr direkt ins Gesicht.

Sie faßte sich und schaute dann, ganz vorsichtig, durch die Öffnung. Sie hatte vergessen, daß er dieses seltsame Licht am Ende seines Stabes hatte. Sie hatte höchstens erwartet, daß sie ihn dort unten in der Dunkelheit hören würde. Das Licht hatte sie vergessen, aber er stand dort, wo sie ihn erwartet hatte: direkt unter dem Guckloch, an der Eisentür, die den Ausgang aus dem Labyrinth versperrte.

Da stand er, eine Hand leicht in die Hüfte gestemmt, mit der anderen, von sich weggestreckt, hielt er den hölzernen Stab, der so groß wie er selbst war und an dessen Spitze dieses kleine, magische Lichtlein schwebte. Sein Kopf, auf den sie aus zwei Metern Höhe herabschaute, war etwas zur Seite geneigt. Seine Kleidung war nicht anders als die eines Winterreisenden oder Pilgers, ein kurzer, warmer Umhang, ein Lederwams, Strümpfe aus Wolle und geschnürte Sandalen. Auf dem Rücken trug er einen kleinen Ranzen, an dem eine Wasserflasche baumelte, an der Seite ein Messer, das in einer Scheide

steckte. Er stand regungslos da, wie eine Statue, aber entspannt und nachdenklich.

Langsam hob er seinen Stab und hielt das helle Ende gegen die Tür, die Arha von ihrem Guckloch aus nicht sehen konnte. Das Licht veränderte sich, wurde kleiner und schien in durchdringender Helle. Die Sprache, die sie vernahm, kam Arha seltsam vor, doch noch seltsamer berührte sie die tiefe, wohlklingende Stimme.

Das Licht am Stab veränderte sich wieder, flackerte und wurde schwächer. Im nächsten Augenblick war es erloschen, und sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Jetzt erschien wieder das schwache, violette, gleichmäßige Moorlicht, und sie sah, wie er sich von der Tür abwandte. Sein Öffnungszauber hatte versagt. Die Mächte, die das Schloß dieser Tür festhielten, waren stärker als alle Magie, über die er verfügte.

Er schaute sich um und schien zu denken, was nun?

Der Gang oder Flur, in dem er stand, war ungefähr eineinhalb Meter breit. Die Decke war ungefähr vier bis fünf Meter hoch über dem Boden. Die Wände waren aus behauenem Stein, aber ohne Zement gefügt, doch so sorgfältig und dicht gelegt, daß man kaum eine Messerspitze in die Fugen stecken konnte. Die Steine traten, je höher die Wand sich erstreckte, immer weiter heraus und formten eine Art Rundbogen.

Sonst war nichts zu sehen.

Er bewegte sich vorwärts. Ein Schritt ließ ihn bereits aus Arhas Blickfeld entschwinden. Das Licht verlor sich. Sie war gerade im Begriff, das Gewebe wieder zurückzuziehen und die Kachel an ihren Platz zu rücken, als der gedämpfte Lichtstrahl wieder herauffiel. Er war zur Tür zurückgekehrt. Vielleicht war ihm zu Bewußtsein gekommen, daß er die Tür, nachdem er sich ins Labyrinth begeben hatte, wohl schwerlich wieder erreichen würde.

Er sprach nur ein einziges Wort, und seine Stimme klang gedämpft: »*Emenn*«, sagte er, und noch einmal, lauter: »*Emenn!*« Die eiserne Tür schüttelte sich knirschend in ihren Angeln, und dunkle Echos hallten den rundgewölbten Gang hinunter wie Donner. Es kam Arha vor, als zittere der Boden unter ihren Füßen.

Aber die Tür blieb verschlossen.

Er lachte kurz auf, wie ein Mann, der sich überlegt: »Wie konnte ich nur so dumm sein!« Er schaute sich noch einmal um, und als er aufblickte, sah Arha noch ein Lächeln auf dem dunklen Gesicht. Dann setzte er sich auf den Boden, nahm seinen Ranzen ab, holte ein trockenes Stück Brot heraus und begann daran zu kauen. Er machte seine Wasserflasche aus Leder auf und schüttelte sie. Sie sah leicht aus in seiner Hand, so als ob sie nahezu leer wäre. Er verschloß sie wieder, ohne zu trinken. Er legte den Ranzen hinter sich nieder. Den

Stab hielt er in seiner rechten Hand. Als er sich hinlegte, löste sich das kleine Flämmchen von seinem Stab, schwebte hoch und hing als ein schwach leuchtender Lichtball hinter seinem Kopf, etwa einen halben Meter über dem Boden. Seine linke Hand lag auf der Brust und hielt etwas fest, das an einer schweren Kette um seinen Hals hing. Er lag ganz entspannt da, seine Füße waren verschränkt. Sein Blick glitt am Guckloch vorbei. Er seufzte und schloß die Augen. Das Licht wurde schwächer. Er schlief ein.

Die geballte Hand auf seiner Brust entspannte sich und fiel herunter. Die Beobachterin am Guckloch sah den Talisman, den er an der Kette trug: ein kleines, einfaches Metallstück, das aussah, als sei es halbrund geformt.

Das Glühlicht wurde schwächer und erlosch. Er lag in der Stille und Dunkelheit.

Arha zog das Gewebe über das Loch zurück und paßte die Kachel wieder ein, erhob sich vorsichtig und schlüpfte in ihr Zimmer. Dort lag sie lange wach in der vom Brausen des Windes erfüllten Dunkelheit. Immer wieder trat der strahlende Glanz des kristallenen Gewölbes, das sie im Haus des Todes gesehen hatte, vor ihre Augen, das gedämpfte Licht, das nichts verbrannte, die Steine, die die Wand des Gangs bildeten, und das friedliche Gesicht des schlafenden jungen Mannes.

6
DIE MENSCHENFALLE

Am nächsten Tag, nachdem sie ihren Pflichten in den verschiedenen Tempeln nachgekommen war und die Novizen in den heiligen Tänzen unterrichtet hatte, schlüpfte Arha hinüber ins Kleinhaus, verdunkelte den Raum und spähte durch das Guckloch hinunter in den unterirdischen Gang. Kein Licht war zu sehen. Er war nicht mehr da. Sie hatte auch nicht erwartet, daß er so lange an der unbeweglichen Tür verweilen würde, aber es war der einzige Ort, an dem sie nach ihm Ausschau halten konnte. Wie konnte sie ihn jetzt finden, nachdem er sich selbst verloren hatte?

Die Gänge des Labyrinths zogen sich, ihrer eigenen Erfahrung und Thars Berechnungen nach, in all ihren Windungen, Abzweigungen, Krümmungen, Spiralen und Sackgassen über eine Strecke von mehr als zwanzig Meilen dahin. Die Sackgasse, die am weitesten von den Gräbern entfernt lag, war, in direkter Linie gemessen, bestimmt nicht weiter als eine Meile entfernt. Aber kein Gang verlief gerade dort unten. Alle Gänge wanden, verbanden, trennten, verzweigten sich und zogen sich in verschnörkelten Bahnen dahin, die dort endeten, wo sie begonnen hatten. Einen richtigen Anfang und ein richtiges Ende gab es nicht. Man konnte dort unten gehen und immer weiter gehen und kam doch nirgends hin, denn es gab nichts, wohin man gelangen konnte. Das Labyrinth hatte keinen Mittelpunkt, kein Herz. Und wenn die Tür geschlossen war, so gab es kein Ende mehr. Keine Richtung war richtig.

Obwohl sie die Wege und Wendungen zu den verschiedenen Räumen und Abschnitten fest im Gedächtnis hatte, hatte sie doch immer, wenn sie auf einen größeren Forschungsausflug ging, einen Knäuel feines Garn mitgenommen, das sich hinter ihr abspulte und das sie, bei der Rückkehr, wieder zu einem Knäuel wickelte. Denn sie brauchte nur einen der Durchgänge oder eine der Ecken vergessen zu zählen, dann wäre selbst sie verloren gewesen. Ein Licht nutzte nichts, denn es gab keine Anhaltspunkte dort unten. Alle Gänge, alle Durchgänge, alle Türen sahen gleich aus. Er konnte bereits meilenweit gelaufen sein und sich doch nur wenige Schritte von der Tür entfernt befinden, durch die er eingetreten war.

Sie ging in die Thronhalle, in den Tempel der Zwillingsgötter und in den Keller unter den Küchenräumen, und als sie allein war, schaute sie durch jedes der Gucklöcher, die sich an diesen Orten befanden, aber sie sah nichts als dichte, kalte Dunkelheit. Als es Nacht wurde, eine bitterkalte, sternenklare Nacht, ging sie zu bestimmten Stellen am

Hügel und hob gewisse Steine hoch, kratzte die Erde weg und spähte hinunter, aber auch hier sah sie nur sternenlose, unterirdische Dunkelheit.

Er war dort unten. Er mußte dort unten sein. Und doch war er ihr entwichen. Er würde vor Durst umkommen, bevor sie ihn fand. Sie würde Manan hinunter ins Labyrinth schicken müssen, wenn sie sicher war, daß er nicht mehr lebte. Es war unerträglich, daran zu denken. Als sie im Sternenlicht am eiskalten Hügel kniete, stiegen ihr Tränen des Zornes in die Augen.

Sie folgte dem Pfad, der den Hügel hinunter zum Tempel des Gottkönigs führte. Die vom Rauhreif bedeckten Säulen mit den geschnitzten Kapitellen schimmerten weiß im Licht der Sterne. Sie sahen aus wie Säulen aus Knochen. Sie klopfte an die Hintertür, und Kossil ließ sie eintreten.

»Was führt meine Herrin hierher?« fragte die beleibte Frau, ihren kalten, lauernden Blick auf Arha gerichtet.

»Priesterin, im Labyrinth befindet sich ein Mann.«

Kossil stand wie vom Schlag gerührt; diese Nachricht kam unerwartet, damit hatte sie nicht gerechnet. Sie stand da und starrte Arha an. Ihre Augen schienen hervorzuquellen. Sie sah in diesem Augenblick so aus, wie Penthe sie versucht hatte nachzuahmen, und Arha mußte ihren ganzen Willen aufwenden, um ein schallendes Lachen zu unterdrücken.

»Ein Mann? Im Labyrinth?«

»Ein Mann, ein Fremder.« Dann, als Kossil sie weiterhin sprachlos und ungläubig anstarrte, fügte sie hinzu: »Ich weiß, wie ein Mann aussieht, obwohl ich nur wenige gesehen habe.«

Kossil überhörte die Ironie. »Wie konnte ein Mann hierher gelangen?«

»Durch Hexerei, glaube ich. Seine Haut ist dunkel, vielleicht kommt er von den Innenländern. Er kam, um die Gräber zu bestehlen. Ich habe ihn zuerst im Untergrab gefunden, unter den Grabsteinen. Er rannte zum Eingang des Labyrinths, als er meiner gewahr wurde, so als ob er sich dort unten auskenne. Ich schloß die eiserne Tür hinter ihm. Er versuchte, sie mit Magie zu öffnen, aber die Tür blieb verschlossen. Am Morgen ging er weiter ins Labyrinth hinein. Jetzt kann ich ihn nicht mehr finden.«

»Hat er ein Licht?«

»Ja.«

»Wasser?«

»Eine kleine Flasche nur, nicht voll.«

»Seine Kerze wird längst niedergebrannt sein«, überlegte Kossil. »Vier bis fünf Tage, vielleicht sechs. Dann können meine Wärter hinuntergehen und den Leichnam herausholen. Das Blut sollte dem

Thron geopfert werden und die …«

»Nein«, unterbrach Arha sie mit erregter, schriller Stimme. »Ich möchte ihn lebendig festnehmen.«

Die Priesterin blickte von ihrer gewichtigen Höhe herunter auf das Mädchen. »Warum?«

»Um … um sein Sterben hinauszuzögern. Er hat sich gegen die Namenlosen vergangen. Er hat das Untergrab durch Licht entweiht. Er kam, um die Schätze aus den Gräbern zu stehlen. Er muß schwerer bestraft werden, als nur in einem Gang sich niederlegen zu dürfen und zu sterben.«

»Ja«, sagte Kossil und tat, als überlege sie etwas. »Aber wie will ihn meine Herrin fangen? Das ist eine riskante Sache. Mein Plan ist sicherer. Gibt es dort unten nicht irgendwo einen Raum voller Gebeine? Von Männern, die das Labyrinth betreten, aber nicht wieder lebendig verlassen haben? — Mögen ihn die Dunklen Mächte bestrafen, wie es ihnen richtig erscheint, auf die dunkle Art und Weise des Labyrinths. Der Tod des Verdurstens ist grausam.«

»Ich weiß«, sagte das Mädchen und trat hinaus in die Nacht. Sie zog ihre Kapuze über den Kopf gegen den heftigen, bitterkalten Wind. Hatte sie es nicht gewußt?

Es war kindisch und dumm von ihr gewesen, zu Kossil zu gehen. Von ihr konnte sie keine Hilfe erwarten. Kossil war unwissend, sie verstand nichts, für sie gab es nur ein kaltes Abwarten, bis der Tod eintrat. Sie sah nicht ein, daß der Mann gefunden werden mußte. Mit ihm durfte nicht das gleiche geschehen wie mit den anderen. Das konnte sie nicht mehr durchmachen. Da der Tod unvermeidlich war, mußte er rasch, und im Tageslicht, vollzogen werden. Es war ohne Zweifel angemessener, daß dieser Dieb, der erste Mensch seit Jahrhunderten, der mutig genug war, hierher zu kommen und die Gräber zu berauben, durch eine Schwertklinge hingerichtet wurde. Er hatte noch nicht einmal eine unsterbliche Seele, die wiedergeboren werden konnte. Sein Geist würde jammernd durch die Gänge entweichen. Es konnte nicht zugelassen werden, daß er dort unten am Durst starb.

Arha schlief nur wenig in dieser Nacht. Der folgende Tag war mit Ritualen und Pflichten angefüllt. Die nächste Nacht verbrachte sie damit, ohne Laterne und lautlos von Guckloch zu Guckloch zu gehen, durch all die Gebäude und auf dem windigen Hügel. Schließlich ging sie zu Bett im Kleinhaus, zwei bis drei Stunden vor dem Morgengrauen, aber sie fand keinen Schlaf. Am Spätnachmittag des dritten Tages ging sie hinaus in die Wüste, gegen den Fluß zu, der jetzt, in der Trockenzeit des Winters, niedrig war. Eis hatte sich zwischen dem Schilf gebildet, und es war kalt. Es war ihr eingefallen, daß sie einmal, im Herbst, weit im Labyrinth herumgewandert war,

am Sechserkreuz vorbei, und während sie einen langen, gekrümmten Gang entlangschritt, hatte sie hinter der Steinwand Wasser fließen hören. War nicht anzunehmen, daß ein vom Durst gepeinigter Mann, wenn er dorthin kam, dortblieb? Auch dort draußen gab es Gucklöcher. Sie mußte sie erst wieder suchen, auch wenn Thar ihr jedes einzelne gezeigt hatte letztes Jahr, und es fiel ihr nicht schwer, sie wiederzufinden. Ihr Erinnerungsvermögen für Örtlichkeiten war wie das eines Blinden: sie tastete eher nach den verborgenen Stellen, als daß sie ihre Augen benutzte. Beim zweiten Guckloch, das sich in einer flachen Vertiefung des Felsens befand und das am weitesten von den Gräbern entfernt war, sah sie, nachdem sie ihre Kapuze hochgezogen hatte, um das Licht abzuschirmen, unter sich das schwache Glühen des magischen Lichtleins.

Er war dort unten, halb aus ihrem Blickfeld gerückt. Das Guckloch blickte direkt hinunter ans Ende der Sackgasse. Sie konnte nur seinen Rücken, seinen gebeugten Nacken und seinen rechten Arm wahrnehmen. Er saß nahe an der Ecke und bohrte mit seinem Messer, einem kurzen Dolch aus Stahl, mit einem verzierten und mit Edelsteinen besetzten Griff, an den Steinwänden herum. Die Spitze des Dolches war abgebrochen, der abgebrochene Teil lag direkt unter dem Guckloch. Er hatte es beschädigt, als er versuchte, die Steine auseinander zu zwängen, um an das Wasser zu gelangen, das er in der toten Stille unter der Erde auf der anderen Seite der undurchdringlichen Wand leise murmelnd dahinfließen hörte.

Seine Bewegungen zeugten von Erschöpfung. Er war nach den drei Tagen und Nächten verändert, sah ganz anders aus, nicht mehr so kraftvoll und ruhig wie an der Eisentür. Aber er war noch immer hartnäckig, obwohl seine Kräfte erlahmt waren. Kein Zauberspruch stand ihm zur Verfügung, der diese Steine zur Seite rücken konnte, er mußte sich auf das nutzlose Messer verlassen. Selbst sein magisches Licht war schwächer geworden. Während Arha hinschaute, flackerte das Licht auf, der Kopf des Mannes zuckte, und der Dolch fiel zur Erde. Doch er bückte sich sofort wieder danach und versuchte beharrlich, die zerbrochene Klinge zwischen die Steine zu bohren.

Auf dem eiskalten Schilf an der Uferböschung liegend, ohne sich bewußt zu sein, wo sie war oder was sie tat, brachte Arha ihren Mund ans Guckloch und hielt ihre Hände wie einen Trichter davor, damit kein Laut entweichen konnte. »Zauberer!« sagte sie, und ihre Stimme schlüpfte die steinerne Kehle hinunter und flüsterte kalt im unterirdischen Gang.

Der Mann schrak zusammen, sprang auf die Füße und entzog sich so ihrem Blickfeld. Sie brachte ihren Mund wieder ans Guckloch und sagte: »Geh den Gang am Fluß entlang, zurück bis zur zweiten Abzweigung, dort geh nach rechts, laß zwei Öffnungen aus, dann

wieder rechts, dort, wo sich sechs Wege kreuzen, wähl den ganz rechts; dann links, dann rechts, dann links, dann rechts. Bleib im Bemalten Raum.«

Als sie wieder hinunterschaute, mußte ein Lichtstrahl vom Tageslicht hinunter gelangt sein, denn er war wieder in ihr Blickfeld gerückt und starrte nach oben, gegen die Öffnung. Sein Gesicht, das irgendwelche Narben trug, war angespannt und aufmerksam. Seine Lippen waren ausgetrocknet und schwarz, doch seine Augen blickten hell. Er hob seinen Stab in die Höhe und brachte das Licht immer näher an ihre Augen. Erschreckt zog sie sich zurück, verschloß das Guckloch mit dem Stein und den anderen Tarnsteinen, erhob sich und ging hurtig zurück zur Stätte. Sie fühlte, wie ihre Hände zitterten und wie eine Schwäche sie überfiel, während sie den Weg entlanglief. Sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Wenn er ihren Anweisungen folgte, dann würde er zurück in Richtung der eisernen Tür gehen und in den Bemalten Raum gelangen. Dort gab es nichts, es lag kein Grund vor, warum er dorthin gehen sollte. In der Decke des Bemalten Raumes war ein Guckloch, ein gutes, das sich in der Schatzkammer des Tempels der Zwillingsgötter befand. Vielleicht hatte sie ihn deshalb dorthin gewiesen. Sie wußte es nicht. Warum hatte sie mit ihm gesprochen?

Sie konnte ihm etwas Wasser durch das Guckloch hinunterlassen. Das würde ihn länger am Leben erhalten; so lange es ihr Spaß machte. Wenn sie ab und zu Wasser und etwas Nahrung hinunterließ, dann würde er wochen- oder monatelang am Leben bleiben und im Labyrinth umherwandern, und sie konnte ihn durch die Gucklöcher beobachten und ihm sagen, wo Wasser zu finden war, und manchmal konnte sie ihn irreleiten, und er würde vergeblich danach suchen, aber er würde ihr immer gehorchen müssen. Das würde ihn Respekt lehren, er würde es bitter bereuen, die Namenlosen verhöhnt zu haben, er, der seine lächerliche Männlichkeit in der Gräberstätte der Namenlosen beweisen wollte!

Aber so lange er dort unten war, konnte sie nie das Labyrinth betreten. Warum nicht? fragte sie sich und antwortete: … weil er durch die Eisentür, die ich hinter mir offenlassen muß, entweichen kann … Aber er würde nicht weiter als bis zum Untergrab kommen. Sie gestand sich die Wahrheit ein: sie fürchtete sich, ihm gegenüberzutreten. Sie hatte Angst vor seiner Macht, vor seinen Künsten, die ihm geholfen hatten, das Untergrab zu betreten, vor der Zauberkraft, die das Licht am Stab leuchten ließ. Aber war denn das so schrecklich? Die Mächte, die an den dunklen Orten herrschten, waren auf ihrer, nicht auf seiner Seite. Er konnte ganz offensichtlich wenig im Reich der Namenlosen ausrichten. Er hatte die eiserne Tür nicht öffnen können, er war nicht in der Lage, etwas zum Essen

herbeizuzaubern, es gelang ihm nicht, Wasser durch die Wand zu leiten oder Dämonen herbeizurufen, die ihm die Wand einreißen konnten. Nein, er war machtlos hier, und das, wovor sie sich gefürchtet hatte, konnte er hier nicht wirken. In den drei Tagen, die er herumgewandert war, hatte er nicht einmal die Tür zur Großen Schatzkammer gefunden, die er gewißlich gesucht hatte. Sie selbst war noch nie Thars Anweisungen gefolgt und hatte diesen Raum aufgesucht; sie hatte es immer wieder verschoben, aus einem Gefühl der Ehrfurcht heraus, etwas in ihr sträubte sich dagegen, ein Gefühl, daß die Zeit noch nicht reif dazu war.

Jetzt überlegte sie sich aber: warum konnte er diesen Weg nicht für sie gehen? Er konnte, so lange er wollte, sich an den Schätzen der Gräber vergnügen. Sie würden ihm wahrlich wenig nutzen! Sie konnte sich über ihn lustig machen, konnte ihn auffordern, das Gold zu essen und die Diamanten zu trinken.

Mit der gleichen nervösen, fieberhaften Hast, die während der vergangenen drei Tage Besitz von ihr ergriffen hatte, rannte sie zum Tempel der Zwillingsgötter, schloß die kleine, gewölbte Schatzkammer auf und machte das gut verborgene Guckloch am Boden auf.

Der Bemalte Raum lag unter ihr, doch er war stockfinster. Der Weg, dem der Mann folgen mußte dort unten, war viel umständlicherer war meilenlang, das hatte sie ganz vergessen. Und er war zweifellos geschwächt und konnte sich nicht schnell bewegen. Vielleicht hatte er ihre Anweisungen vergessen und die falsche Richtung eingeschlagen. Nur wenige Leute konnten, wie sie, Anweisungen im Gedächtnis behalten, die sie nur einmal gehört hatten. Vielleicht verstand er ihre Sprache überhaupt nicht. Wenn das der Fall war, dann sollte er von ihr aus herumlaufen, bis er dort unten tot umfiel, der Narr, der Fremde, der Ungläubige! Dann konnte sein Geist die steinernen Gänge der Gräber von Atuan entlang heulen, bis die Dunkelheit selbst ihn verzehrte …

Am nächsten Morgen, ganz früh, nach einer schlaflosen Nacht voll quälender Träume, kehrte sie zu dem Guckloch in dem kleinen Tempel zurück. Sie blickte hinunter und sah nichts, nur Schwärze. Sie ließ eine Kerze, die in einer kleinen Blechlaterne brannte, an einer Kette hinunter. Dort, im Bemalten Raum, erblickte sie ihn. Sie sah, im Lichtkreis der Lampe, seine Beine und eine schlaffe Hand. Sie brachte ihren Mund an das Guckloch, das so groß wie eine ganze Bodenkachel war und sagte: »Zauberer!«

Nichts rührte sich. War er tot? Besaß er denn nicht mehr Stärke? Sie lächelte verächtlich; ihr Herz schlug heftig. »Zauberer!« schrie sie, und ihre Stimme dröhnte in dem hohlen Raum unter ihr. Er bewegte sich, setzte sich langsam auf und schaute verwirrt um sich. Nach einer

Weile blickte er hoch, zuckte zusammen, als er die kleine Laterne wahrnahm, die an der Decke hin und her schaukelte. Sein Gesicht sah schrecklich aus, geschwollen, so dunkel wie das Gesicht einer Mumie.

Er griff nach dem Stab, der neben ihm auf dem Boden lag, aber kein Lichtlein glühte an dem Holz. Keine Macht war mehr in ihm.

»Willst du den Schatz der Gräber von Atuan sehen, Zauberer?«

Er richtete sich mühsam auf und blinzelte in das Licht der Laterne, sonst konnte er nichts wahrnehmen. Nach einer Weile nickte er einmal mit dem Kopf, sein Gesicht war zu einer Grimasse verzogen, die vielleicht als Lächeln begonnen hatte.

»Verlaß diesen Raum, wende dich nach links, nimm den ersten Gang links …!« Sie ratterte die lange Reihe von Anweisungen herunter ohne abzusetzen und fügte am Ende hinzu: »Dort ist der Schatz, den du suchst. Und dort findest du, vielleicht, Wasser. Was hättest du denn jetzt lieber, Zauberer?«

Er stand jetzt schwankend auf den Füßen und hielt sich an seinem Stab fest. Mit Augen, die nichts sehen konnten, blickte er hoch und versuchte etwas zu sagen, doch kein Laut kam aus seiner ausgetrockneten Kehle. Er zuckte fast unmerklich die Achseln und verließ den Bemalten Raum.

Sie würde ihm kein Wasser geben. Den Weg zur Großen Schatzkammer würde er sowieso nicht finden. Die Anweisungen waren so lang, er würde sie sich nicht merken können, und dort befand sich auch der Schacht, wenn er überhaupt so weit kam. Jetzt war er ganz im Dunkeln. Er würde sich verlaufen und endlich umfallen und irgendwo in den engen, hohlen, ausgetrockneten Gängen sterben. Manan würde ihn finden und herausschleifen. Das war das Ende. Arha hielt sich am Rande des Gucklochs fest und schwang ihren gekrümmten Körper hin und her, hin und her und biß sich auf die Lippen, als wäre sie in furchtbarer Pein. Sie würde ihm kein Wasser geben. Sie würde ihm kein Wasser geben. Den Tod, den Tod, den Tod, *den Tod,* DEN TOD würde sie ihm geben.

In dieser dunkelsten Stunde ihres Lebens betrat Kossil mit schwerem Schritt die Schatzkammer, eine unförmige Gestalt in der dicken Winterkleidung.

»Ist er tot?«

Arha hob den Kopf. Ihre Augen waren trocken, sie hatte nichts zu verbergen.

»Ich glaube«, sagte sie und schüttelte den Staub von ihren Röcken. »Sein Licht ist erloschen.«

»Er kann uns einen Streich spielen. Die Seelenlosen sind sehr schlau.«

»Ich werde noch einen Tag warten, um sicher zu sein.«

»Ja, oder zwei. Dann kann Duby hinuntergehen und ihn

herausziehen. Er ist stärker als der alte Manan.«

»Aber Manan steht im Dienst der Namenlosen und Duby nicht. Im Labyrinth sind Stellen, die Duby nicht betreten sollte, und der Dieb befindet sich an einer von ihnen.«

»Nun, dann ist der Ort ja bereits entweiht …«

»Und sein Tod reinigt ihn wieder«, sagte Arha. Sie konnte am Ausdruck von Kossils Gesicht ablesen, daß Kossil auf ihrem Gesicht etwas sah, das ihr verdächtig vorkam. »Dies ist mein Reich, Priesterin. Ich herrsche darüber und folge dem Willen meiner Gebieter. Ich habe keinen Unterricht mehr im Töten nötig.«

Kossils Gesicht schien sich in die schwarze Kapuze zurückzuziehen, wie eine Wüstenschildkröte in ihren Panzer, langsam, verbissen und kalt. »Sehr gut, Herrin.«

Sie trennten sich vor dem Altar der göttlichen Brüder. Arha ging, ohne sich zu beeilen, zum Kleinhaus und rief Manan zu sich, damit er sie begleite. Nachdem sie mit Kossil gesprochen hatte, wußte sie, was sie zu tun hatte.

Zusammen mit Manan ging sie den Hügel hinauf, betrat die Thronhalle und stieg hinunter ins Untergrab. Mit vereinten Kräften und großer Anstrengung zogen sie an dem langen Hebel der eisernen Tür. Sie öffnete sich langsam und schwer. Dann zündeten sie ihre Laternen an und traten ein. Arha ging voran zum Bemalten Raum, und von dort aus machte sie sich auf den Weg zur großen Schatzkammer.

Der Dieb war nicht weit gekommen. Sie und Manan waren nicht mehr als fünfhundert Schritte auf dem verschlungenen Weg gegangen, als sie auf ihn stießen. Er lag, wie ein Bündel alter Lumpen, zusammengesunken, in dem engen Gang. Er hatte seinen Stab weggeworfen, bevor er umfiel, doch er lag nicht weit entfernt. Er blutete aus dem Mund, seine Augen waren halb geschlossen.

»Er lebt noch«, sagte Manan, der niedergekniet war und mit seiner großen, gelben Hand den Puls an seiner Kehle fühlte. »Soll ich ihn erwürgen, Herrin?«

»Nein, ich will ihn lebendig haben. Nimm ihn hoch und trag ihn mir nach!«

»Lebendig?« Manan war beunruhigt. »Warum denn das, kleine Herrin?«

»Damit er Sklave der Gräber werden kann! Sei jetzt ruhig und rede nicht weiter! Tu, was ich dir sage!«

Sein Gesicht wurde noch melancholischer als gewöhnlich, doch Manan gehorchte und hob den jungen Mann mühelos auf seine Schulter, wie einen langen Sack. So beladen stolperte er hinter Arha her. Er konnte nicht weit gehen mit seiner Last. Sie hielten immer wieder an, damit Manan Atem schöpfen konnte. An jedem Haltepunkt war der Gang gleich: gräulichgelbe Steine an der Wand, die sich zum

Rundbogen trafen, unebener Felsboden, verbrauchte Luft. Manan stöhnte und ächzte, der Fremde rührte sich nicht. Die zwei Laternen verbreiteten ein schwaches Lichtrund, das sich nach vorne und hinten in dem engen Gang verlor. An jeder Haltestelle tröpfelte Arha etwas von dem Wasser, das sie mitgebracht hatte, in den Mund des Fremden, immer nur ein paar Tropfen, damit das wiedererwachende Leben ihn nicht töte.

»In den Kettenraum?« fragte Manan, als sie sich in dem Gang befanden, der zur eisernen Tür führte. Jetzt kam es Arha zum ersten Mal zum Bewußtsein, daß sie nicht wußte, wohin sie den Gefangenen bringen sollte.

»Nein, nicht dorthin«, sagte sie, und wiederum wurde es ihr fast übel beim Gedanken an den Rauch und Gestank, an die verfilzten, sprachlosen, blinden Gesichter. Und außerdem, Kossil konnte diesen Raum betreten. »Er … er muß im Labyrinth bleiben, damit er seine Zauberkraft nicht wiedererlangen kann. Wo gibt es hier einen abgeschlossenen Raum …?«

»Der Bemalte Raum hat eine Tür und ein Schloß und ein Guckloch ist auch da, Herrin. Wenn man ihm mit Türen trauen kann …«

»Hier unten hat er keine Macht. Trag ihn dorthin, Manan!«

Manan schleppte ihn also wieder zurück, die gleiche Strecke, die sie hergekommen waren, zu erschöpft, zu kurzatmig, um zu protestieren. Als sie endlich den Bemalten Raum erreicht hatten, nahm Arha ihren langen, schweren Winterumhang aus Wolle ab und legte ihn auf den staubigen Boden.

»Hier, leg ihn da drauf«, sagte sie.

Manan starrte in melancholischer Verwirrung auf den Umhang und keuchte: »Kleine Herrin …«

»Ich will, daß dieser Mann am Leben bleibt, Manan. Er wird hier sonst durch die Kälte sterben, schau her, wie er zittert.«

»Der Umhang wird entweiht, beschmutzt. Der Umhang der Priesterin — das ist ein Ungläubiger, ein Mann!« stieß Manan aus, und seine kleinen Augen zogen sich zusammen, als litte er Schmerzen.

»Dann werde ich den Umhang verbrennen und mir einen neuen weben lassen. Mach jetzt, Manan!«

Manan ließ den Gefangenen von seinem Rücken gleiten und auf den schwarzen Umhang fallen. Der Mann lag da wie tot, aber sein Puls klopfte stark in seiner Kehle. Ab und zu wurde er von Krämpfen geschüttelt.

»Man sollte ihn in Ketten legen«, sagte Manan unbehaglich.

»Sieht er so gefährlich aus?« spottete Arha, doch als Manan an den eisernen Ring deutete, der in die Steine eingelassen und für Gefangene bestimmt war, ließ sie ihn in den Kettenraum gehen, um

eine Kette und ein Schloß zu holen. Er schlurfte davon und brummte die Anweisungen vor sich hin. Es war nicht das erste Mal, daß er hierhergekommen war, aber er war noch nie allein gegangen.

Die Gemälde an den Wänden schienen sich im Licht ihrer Laterne zu bewegen, zu zucken: große, unförmige menschliche Gestalten mit langen, hängenden Flügeln, die in zeitloser Gleichgültigkeit hockten und standen.

Sie kniete nieder und tröpfelte Wasser in den Mund des Gefangenen. Endlich hustete er und griff mit schwachen Händen nach dem Gefäß. Sie ließ ihn trinken. Er legte sich zurück, sein Gesicht war naß und mit Staub und Blut verschmiert. Er murmelte etwas, zwei oder drei Worte, in einer Sprache, die sie nicht verstand.

Manan kehrte endlich zurück, eine lange Kette mit Schloß und Schlüssel hinter sich herschleifend und einen Eisenring haltend, den er um die Taille des Mannes schlang und verschloß. »Der ist so dürr, er kann durchschlüpfen«, brummte er, als er das letzte Kettenglied an die Wand schloß.

»Nein, schau her«, Arha, die jetzt weniger Angst vor ihrem Gefangenen hatte, zeigte ihm, daß sie ihre Hand nicht zwischen den eisernen Gürtel und die Rippen des Mannes zwängen konnte. »Er kann nicht, nur wenn er noch länger als viet Tage hungert.«

»Kleine Herrin«, sagte Manan mit klagender Stimme. »Ich will ja nichts in Frage stellen, aber … wie kann er denn ein Sklave der Namenlosen werden? Er ist doch ein Mann, Kleines!«

»Und du bist ein alter Narr, Manan. Komm jetzt und hör auf zu schimpfen!«

Der Gefangene sah sie aus aufmerksamen Augen prüfend an.

»Wo ist sein Stab, Manan? Hier. Den nehme ich mit, darin steckt Zauberkraft. Oh, und das … das nehme ich auch mit«, und mit raschem Griff packte sie die Silberkette, die an dem Hals des Fremden unter seinem Wams hervorschaute, und riß sie über seinen Kopf, obwohl er ihre Arme halten und sie daran hindern wollte. Manan trat ihm heftig in den Rücken. Sie zog sie dem Fremden über den Kopf und brachte sie außer Reichweite. »Ist das dein Talisman, Zauberer? Gilt er dir viel? Er sieht ärmlich aus, konntest du dir keinen besseren leisten? Ich werde ihn sicher aufbewahren.« Sie legte sich die Kette selbst um den Hals und verbarg den Anhänger unter dem schweren Kragen ihres wollenen Kleides.

»Sie können nichts damit anfangen«, sagte er heiser. Er sprach die kargischen Worte falsch aus, aber klar genug, daß man sie verstehen konnte.

Manan trat ihn wieder in die Rippen, und der Gefangene stöhnte auf vor Schmerz und schloß die Augen.

»Laß ihn in Ruhe, Manan. Komm!«

Sie verließ den Raum. Manan folgte leise grollend.

In der Nacht, als alles dunkel war, stieg sie wieder den Hügel hinauf, allein dieses Mal. Sie füllte den Wasserbehälter am Brunnen hinter dem Thronsaal und nahm das Wasser und einen großen, flachen, ungesäuerten Laib Buchweizenbrot mit hinunter in den Bemalten Raum im Labyrinth. Sie stellte alles in Reichweite des Gefangenen innerhalb der Tür. Er schlief und rührte sich nicht. Sie kehrte ins Kleinhaus zurück, und in dieser Nacht schlief auch sie lang und tief.

Am frühen Nachmittag kehrte sie allein ins Labyrinth zurück. Das Brot war verschwunden, das Wasser getrunken, und der Gefangene saß aufrecht, mit dem Rücken zur Wand. Sein Gesicht sah immer noch schrecklich aus, verschmiert und verkrustet, aber er war wach und schaute sie aufmerksam an.

Sie stand auf der anderen Seite des Raums, wo er sie unmöglich erreichen konnte, angekettet wie er war. Sie schaute ihn an. Dann wandte sie die Augen von ihm ab. Aber es gab nichts, worauf man seine Blicke hätte richten können. Etwas hielt sie vom Reden ab. Ihr Herz klopfte laut, als ob sie Angst hätte. Es lag kein Grund vor, sich vor ihm zu fürchten. Er war in ihrer Gewalt.

»Es tut gut, Licht zu haben«, sagte er leise, mit einer tiefen Stimme, die sie verwirrte.

»Wie heißt du?« fragte sie herrisch. Sie fand, daß ihre eigene Stimme ungewöhnlich hoch und dünn klang.

»Nun, meistens werde ich Sperber genannt.«

»Sperber? Heißt du so?«

»Nein.«

»Wie heißt du denn dann?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sind Sie die Eine Priesterin der Gräber?«

»Ja.«

»Wie heißen Sie?«

»Ich werde Arha genannt.«

»Diejenige — die-verzehrt-wurde — das bedeutet es, nicht wahr?« Seine dunklen Augen ruhten auf ihr. Er lächelte ein wenig. »Und wie heißen Sie?«

»Ich habe keinen Namen. Stell keine Fragen. Wo kommst du her?«

»Von den Innenländern. Aus dem Westen.«

»Von Havnor?«

Es war der einzige Name einer Stadt oder Insel, der ihr geläufig war.

»Ja, aus Havnor.«

»Warum kamst du hierher?«

»Die Gräber von Atuan sind bekannt unter meinem Volk.«

»Aber du bist ein Ungläubiger …«

Er schüttelte den Kopf. »O nein, Priesterin. Ich glaube an die Mächte der Dunkelheit! Ich bin mit den Namenlosen an anderen Orten zusammengetroffen.«

»An welchen anderen Orten?«

»Im Inselreich — den Innenländern — gibt es einige Stellen, die den Uralten Mächten der Erde gehören. Aber keine ist so groß wie diese hier. Nirgends sonst haben sie einen Tempel und eine Priesterin und nirgends werden sie verehrt wie hier.«

»Du bist hierhergekommen, um sie zu verehren?« höhnte sie.

»Ich kam, um sie zu bestehlen«, sagte er.

Sie starrte in sein ernstes Gesicht. »Aufschneider!«

»Ich wußte, daß es nicht einfach sein wird.«

»Einfach? Es ist *unmöglich*. Wärest du kein Ungläubiger, so wüßtest du das. Die Namenlosen beschützen den Schatz.«

»Was ich suche, gehört ihnen nicht.«

»Es gehört dir, nehme ich an.«

»Es steht mir zu, es zu nehmen.«

»Wer bist du denn — ein Gott? Ein König?« Sie musterte ihn von oben bis unten, wie er dasaß, angekettet, schmutzig, erschöpft. »Du bist ein gemeiner Dieb.«

Er gab keine Antwort, doch ihre Augen trafen sich.

»Du hast kein Recht, mich anzuschauen«, schrie sie mit schriller Stimme.

»Herrin«, sagte er, »ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich bin fremd hier, ein Eindringling. Ich kenne Ihre Sitten nicht und weiß nicht, wie man der Priesterin der Gräber begegnet. Ich bin Ihrer Gnade ausgeliefert, und ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich Sie beleidigt habe.«

Sie antwortete nicht, aber einen Moment später fühlte sie, wie ihr das Blut zu Kopf schoß, heiß und dumm. Aber er blickte sie nicht an und sah nicht, wie sie errötete. Er hatte ihr gehorcht und seinen dunklen Blick von ihr abgewandt.

Beide schwiegen eine Weile. Die bemalten Figuren, die sie umgaben, betrachteten sie mit traurigen, blinden Augen.

Sie hatte einen steinernen Krug mit Wasser gebracht. Seine Augen wanderten immer wieder dorthin, und nach ein paar Minuten sagte sie: »Trink, wenn du willst.«

Er rutschte sofort hinüber zu dem Krug und hob ihn so leicht hoch, als sei er ein Wasserglas, und tat einen langen, langen Zug. Dann benetzte er ein Ende seines Ärmels und reinigte sein Gesicht und seine Hände von Schmutz, Blut und Spinnweben, so gut es ging. Er verbrauchte eine geraume Zeit damit, und Arha schaute ihm zu. Als er damit fertig war, sah er besser aus, aber seine Katzenwäsche hatte

tiefe Narben an einer Seite seines Gesichts enthüllt: alte, längst verheilte Narben, weißlich schimmernd in seiner dunklen Haut, vier lange, parallel laufende Furchen, vom Auge bis zur Kinnlade, die aussahen, als ob sie von den Krallen einer riesigen Klaue herrührten.

»Was ist das?« fragte sie, »diese Narben?«

Er antwortete nicht gleich.

»Ein Drache?« fragte sie und versuchte spöttisch zu lächeln. War sie nicht hierhergekommen, um ihr Opfer zu verspotten, um ihn in seiner Hilflosigkeit zu quälen?

»Nein, kein Drache.«

»Dann bist du wohl kein Drachenfürst?«

»Doch«, sagte er zögernd, »ich bin ein Drachenfürst. Aber die Narben bekam ich vorher. Ich sagte Ihnen bereits, daß ich mit den DunklenMächten zusammengestoßen bin, an anderen Stellen auf dieser Erde. Dies hier auf meinem Gesicht ist das Zeichen, das einer, der mit ihnen verwandt ist, zurückgelassen hat. Aber er ist nicht mehr namenlos, denn am Ende habe ich seinen Namen erfahren.«

»Was soll das bedeuten? Welchen Namen?«

»Den kann ich Ihnen nicht sagen«, entgegnete er und lächelte, obwohl sein Gesicht ernst blieb.

»Das ist dummes Gerede, Narrengeschwätz, Götterlästerung. Wie sollten sie Namen haben? Es sind die Namenlosen! Du weißt nicht, wovon du redest …«

»Priesterin, ich weiß es, besser als Sie selbst«, sagte er, und seine Stimme klang tiefer noch als zuvor. »Schauen Sie es noch einmal an!« Und er wandte den Kopf, so daß sie die vier schrecklichen Narben an seiner Wange ansehen mußte.

»Ich glaube dir nicht«, sagte sie, doch ihre Stimme klang unsicher.

»Priesterin«, sagte er behutsam, »Sie sind noch nicht alt. Sie können den Dunklen Mächten noch nicht lange gedient haben.«

»Doch, ich diene ihnen schon lange. Sehr lange! Ich bin die Erste Priesterin, die Wiedergeborene. Ich diene meinen Gebietern schon seit tausend Jahren und tausende Jahre davor. Ich bin ihre Dienerin, ihre Stimme, ihre Hände. Und ich führe ihre Rache aus an denjenigen, die die Gräber entweihen und die das anschauen, das nicht gesehen werden darf! Hör mit deinen Lügen und Aufschneidereien auf! Kannst du nicht begreifen, daß es nur eines Wortes bedarf, und mein Wächter kommt und schlägt dir den Kopf ab? Oder ich kann weggehen und die Tür zuschließen, und niemand wird hierherkommen, niemals, und hier in der Dunkelheit wirst du sterben und diejenigen, denen ich diene, werden kommen und dein Fleisch und deine Seele verzehren, und deine Knochen werden im Staub liegen bleiben?«

Schweigend nickte er.

Sie stammelte und fand keine Worte mehr, die sie hinzufügen

konnte. Sie eilte aus dem Raum, die Tür hinter sich zuschlagend und den Riegel mit lautem Kreischen vorschiebend. Sollte er doch denken, daß sie nicht mehr wiederkehren werde! Sollte er doch schwitzen vor Angst, dort in der Dunkelheit, und sie verfluchen! Sollte er doch zittern und beben und versuchen, seine nutzlosen, finsteren Zaubereien zu wirken!

Aber vor ihrem geistigen Auge sah sie, wie er sich zum Schlafen ausstreckte, wie er es an der eisernen Tür getan hatte, so friedlich wie ein Lamm auf einer sonnigen Wiese.

Sie spuckte auf die verriegelte Tür und machte das Zeichen, das Übles abwendet. Dann eilte sie, fast rennend, in der Richtung zum Untergrab davon.

Während sie sich an der Wand des Gewölbes entlang zur Falltür hin bewegte, berührten ihre Finger die feinen Muster im Fels, die sich wie erstarrte Spitze anfühlten. Ein Verlangen erfüllte sie, ihre Laterne anzuzünden und noch einmal, nur einen kurzen Augenblick lang, die von der Zeit selbst gemeißelten Kunstwerke im Kalkstein und den herrlichen Glanz an den Wänden zu sehen. Dann preßte sie ihre Augen fest zusammen und eilte weiter.

7
DER GROSSE SCHATZ

Noch nie waren ihr die Rituale so lang, so endlos, so leer vorgekommen. Die kleinen Mädchen mit ihren bleichen Gesichtern und verstohlenen Gebärden, die unzufriedenen Novizen und die Priesterinnen, die so streng und kühl dreinschauten, deren Leben aber eine verborgene Hölle voll Neid und Leid, voll lächerlichem Ehrgeiz und vergeudeter Leidenschaft war — all diese Frauen, unter denen sie ihr Leben verbracht hatte, und die schlechthin die Welt für sie verkörperten, sie kamen ihr jetzt so bemitleidenswert, so langweilig vor.

Sie, Arha, die den großen Mächten diente, sie, die Priesterin der finsteren Nacht, war dieser bedrückenden Enge enthoben. Sie mußte sich nicht um die belanglosen Kleinlichkeiten dieses gemeinschaftlichen Lebens kümmern, wo der Höhepunkt eines Tages darin bestehen konnte, daß man einen größeren Schlag Hammelfett über die Linsen geschüttet bekam als die Nachbarin … Tage hatten sowieso ihre Bedeutung für sie verloren. Unter der Erde gab es keine Tage. Dort war es immer und fortwährend Nacht.

Und in dieser endlosen Nacht befand sich der Gefangene: der dunkle Mann, der die Schwarzen Künste beherrschte, der in Eisen geschmiedet und an Stein gekettet auf sie wartete, zu dem sie gehen oder nicht gehen konnte, wie es ihr gefiel, dem sie Leben in der Form von Brot und Wasser bringen konnte oder den Tod, ein Messer und eine Metzgerwanne. In ihrer Handlag es, sie konnte tun, was sie wollte.

Sie hatte nur Kossil von dem Mann erzählt, und Kossil hatte mit keinem darüber geredet. Er war jetzt schon drei Tage und Nächte in dem Bemalten Raum, doch sie hatte Arha noch nicht nach ihm gefragt. Vielleicht nahmsie an, daß er tot war und daß Arha Manan veranlaßt hatte, ihn in den Knochenraum zu schleifen, wo er zwischen den Gebeinen früherer Gefangener vermodern konnte. Es lag sonst nicht in Kossils Art, ruhig zu sein und etwas als gegeben hinzunehmen. Doch Arha redete sich ein, daßKossils Schweigen nicht ungewöhnlich war. Kossil wollte immer alles geheimhalten und haßte es, Fragen stellen zu müssen. Und außerdem hatte Arha ihr erklärt, sich nicht in ihre Angelegenheiten zu mischen. Kossil gehorchte ihr ganz einfach.

Wenn der Mann jedoch als tot galt, dann konnte Arha nicht um Nahrung für ihn bitten. Und so, abgesehen von einigen gestohlenen Äpfeln und getrockneten Zwiebeln aus dem Keller des Großhauses, aß

Arha einfach nichts. Sie ließ sich ihre Morgen- und Abendmahlzeiten ins Kleinhaus schicken und gab vor, daß sie allein essen wollte. In der Nacht trug sie alles, außer den Suppen, hinunter in den Bemalten Raum im Labyrinth. Sie war daran gewöhnt, tagelang, manchmal vier Tage lang, zu fasten, und es machte ihr nichts aus. Der Geselle dort unten im Labyrinth aß ihre schmalen Portionen aus Brot, Käse und Bohnen wie eine Kröte eine Fliege: schwapp!, fort war es. Es war ganz klar, daß er fünf- oder sechsmal so viel hätte essen können, aber er dankte ihr immer sehr ernsthaft und höflich, als ob er ein Gast sei und sie die Gastgeberin an einer Tafel, wie sie ihr aus Geschichten von den Festen im Palast des Gottkönigs bekannt war, wo es geröstetes Fleisch, Brot mit Butter und Wein in Kristallgläsern gab. Er war wirklich seltsam.

»Wie sehen die Innenländer aus?«

Sie hatte einen kleinen Faltschemel aus Elfenbein mitgebracht, damit sie nicht stehen und auch nicht auf dem Boden — auf einer Höhe mit ihm — sitzen mußte, während sie ihn ausfragte.

»Sie bestehen aus vielen Inseln. Im Inselreich allein, so sagt man, gibt es vierzig mal vierzig Inseln, und dann gibt es noch die Außenbereiche; keiner hat alle Außenbereiche befahren, oder gar die Inseln und Länder gezählt. Und jede Insel ist anders. Aber die schönste von allen ist doch Havnor, im Zentrum der Welt. Inmitten von Havnor, an einer großen Bucht, voll mit Schiffen, liegt die Stadt Havnor. Die Türme der Stadt sind aus weißem Marmor gebaut. Jedes Haus, das einem Prinzen oder einem Kaufmann gehört, hat einen Turm, und ein Turm überragt den andern. Die Dächer der Häuser haben rote Ziegel, und alle Brücken, die über die Kanäle führen, sind mit rotem, blauem und grünem Mosaik eingelegt. Und die Fahnen der Prinzen sind ganz bunt und flattern auf jedem Turm. Auf dem höchsten der Türme aber erhebt sich das Schwert von Erreth-Akbe, wie ein hoher, spitzer Gipfel ragt es in den Himmel. Wenn sich die Sonne über Havnor erhebt, so fallen ihre ersten Strahlen auf diese Klinge und lassen sie erglänzen, und wenn sie untergeht, so bleibt das Schwert noch eine Weile golden vom Abendlicht in der Dämmerung ringsum.«

»Wer war Erreth-Akbe?« fragte sie schlau.

Er blickte zu ihr auf. Er sagte nichts, aber er lachte ein bißchen. Dann, als ob er sich etwas überlegt hätte, sagte er: »Es ist wahr, hier weiß man wenig von ihm. Wahrscheinlich nur, daß er einst ins Kargadreich gekommen ist. Und wieviel von der Geschichte kennen Sie?«

»Ich weiß, daß er seinen Hexenmeisterstab, sein Amulett und seine Macht hier verloren hat — genau wie du«, antwortete sie. »Er floh vor dem Hohepriester in den Westen, wo ihn Drachen

verschlungen haben. Aber wenn er hierher zu den Gräbern gekommen wäre, hätte er sich die Drachen ersparen können.«

»Stimmt«, sagte der Gefangene.

Sie wollte nicht weiter nach Erreth-Akbe fragen, sie spürte, daß hier eine Gefahr lauerte. »Man sagt, daß er ein Drachenfürst gewesen sei. Du behauptest, auch einer zu sein. Sag mir, was bedeutet das, Drachenfürst zu sein?«

Ihr Ton war immer herrisch, aber er antwortete direkt und einfach, so als hätte sie ihm eine schlichte Frage gestellt.

»Einer, der mit den Drachen sprechen kann«, sagte er, »wird als Drachenfürst bezeichnet, das ist jedenfalls das Hauptsächlichste. Es bedeutet nicht, daß er den Drachen gebieten kann. Drachen haben keine Gebieter. Bei einem Drachen handelt es sich immer um das gleiche: wird er mit dir reden oder wird er dich verschlingen? Tut er das erstere und nicht das letztere, nun, dann ist man Drachenfürst.«

»Können Drachen reden?«

»Oh, gewiß! Sie reden in der ältesten Sprache, in der Sprache, die wir Menschen so mühsam erlernen müssen und doch immer nur ungenügend beherrschen, in der wir unsere magischen Zaubersprüche und unsere Worte der Formgebung aussprechen. Kein Mensch kann die ganze Sprache oder auch nur ein Zehntel davon lernen. Ein Menschenleben ist nicht lang genug, um sie zu erlernen. Drachen leben tausend Jahre … Es lohnt sich, mit ihnen zu reden, das können Sie sich sicher vorstellen.«

»Gibt es hier in Atuan auch Drachen?«

»Schon seit Jahrhunderten nicht mehr, glaube ich. Auch nicht in Karego- At. Aber auf Ihrer allernördlichsten Insel, auf Hur-at-Hur, dort, so wird behauptet, gibt es noch große Drachenhorste in den Bergen. Im Innenreich findet man sie nur noch im äußersten Westen, auf Inseln, wo keine Menschen wohnen und nur ganz wenige hinkommen. Wenn sie hungrig werden, dann gehen die Drachen auf Raubzüge im Osten aus, doch das kommt selten vor. Ich habe die Insel gesehen, auf der sie zum Tanz zusammenkommen. Sie fliegen in Spiralen mit ihren großen Flügeln, immer höher und höher, über dem Meer im Westen, wie ein Sturm gelber Blätter im Herbst.« Von der Vision gepackt, blickten seine Augen durch die schwarzen Gemälde an der Wand, durch die Steinwände, die Erde und die Dunkelheit, und er sah das weite Meer vor sich, das sich gegen die Sonne hin erstreckte, und die goldenen Drachen im goldenen Wind.

»Du lügst«, sagte Arha heftig, »du erfindest das alles.«

Er blickte sie an, bestürzt. »Warum sollte ich lügen, Arha?«

»Damit ich mir ganz blöd vorkomme, ganz dumm, und Angst habe. Und du stehst klug und weise und tapfer und mächtig da, und bist ein Drachenfürst und dies und jenes. Du hast Drachen tanzen

sehen und die Türme von Havnor, und du scheinst alles zu wissen. Und ich weiß nichts und war nirgends. Lügen! Nichts als Lügen! Ein Dieb bist du, ein Gefangener, und du hast keine Seele, und diese Stätte wirst du nie wieder verlassen. Hörst du? Es ist ganz gleich, ob es Meere gibt und Drachen und weiße Türme und all das, denn du wirst es nie mehr sehen, selbst das Licht der Sonne wirst du nicht mehr sehen. Ich, ich kenne nur die Dunkelheit, die unterirdische Nacht. Die aber ist wirklich und wahr. Und das ist schließlich und letzten Endes alles, was man kennen muß, das Schweigen und die Dunkelheit. Du weißt alles, Zauberer. Ich weiß nur eines — die einzige Wahrheit!«

Er neigte den Kopf. Seine langen Hände ruhten unbeweglich auf seinen Knien. Sie sah die vierfache Narbe auf seiner Wange. Er war weiter als sie in die Dunkelheit gegangen; er kannte den Tod besser als sie, den Tod selbst … Heiß stieg es in ihr hoch und saß würgend in ihrer Kehle. Warum saß er so da, so wehrlos, so stark? Warum konnte sie ihn nicht bezwingen?

»Und der Grund, warum ich dich am Leben lasse«, sagte sie plötzlich, ohne im geringsten vorher darüber nachgedacht zu haben, »ist, weil ich will, daß du mir zeigst, wie die Kunststücke der Hexenmeister gemacht werden. So lange du mir Kunststücke zeigen kannst, so lange wirst du am Leben bleiben. Wenn du keine kannst, wenn alles nur Lüge und Narretei ist, dann — dann will ich nichts mehr mit dir zu schaffen haben. Hast du das verstanden?«

»Ja.«

»Also gut, fang an.«

Er legte die Stirn auf seine Hände und änderte seine Lage.

Der eiserne Gürtel erlaubte keine richtig bequeme Stellung, nur wenn er sich ganz flach ausstreckte.

Schließlich hob er sein Gesicht hoch und blickte sie ernst an. »Arha, hören Sie mich an! Ich bin ein Magier, ein Hexenmeister, wie Sie es nennen. Ich besitze eine gewisse Macht und verfüge über bestimmte Künste. Das stimmt. Es stimmt aber auch, daß hier, an dieser Stätte, wo die Urmächte walten, meine Kraft gering ist und meine Künste mir nur wenig nutzen. Ja, ich könnte Illusionszaubereien für Sie wirken, und Ihnen alles mögliche Wunderbare zeigen. Aber das ist nur ein geringer Teil der Magie. Ich konnte Illusionszaubereien wirken, als ich noch ein Kind war, ich kann sie selbst hier wirken. Aber wenn Sie daran glauben, dann kann es gut sein, daß Sie sich davor fürchten. Und es ist gut möglich, daß Sie mich dann töten lassen, denn Furcht macht ärgerlich. Und wenn Sie nicht daran glauben, dann sehen Sie es als Lügen und Narretei an, wie Sie sagen, und ich setze mein Leben wieder aufs Spiel. Und mein Ziel, mein Wunsch in diesem Augenblick, ist, am Leben zu bleiben.«

Sie mußte lachen und sagte: »Oh, du wirst noch eine Weile am

Leben bleiben, verstehst du das nicht? Bist du dumm! Also gut, zeig mir die Illusionen. Ich weiß, daß sie nicht wahr sind, und ich werde keine Angst davor haben. Ich hätte übrigens auch keine Angst davor, wenn sie wahr wären. Aber fang schon an. Deine dir so werte Haut ist heute nacht nicht gefährdet.«

Als sie das sagte, mußte auch er lachen. Sie spielte mit seinem Leben, warf es hin und her wie einen Ball.

»Was soll ich Ihnen zeigen?«

»Was kannst du mir denn zeigen?«

»Alles mögliche.«

»Wie du dauernd aufschneidest!«

»Nein«, sagte er, offensichtlich etwas gekränkt. »Es lag jedenfalls nicht in meiner Absicht.«

Er neigte den Kopf und schaute eine Weile auf seine Hände. Nichts geschah. Die Talgkerze brannte schwach und gleichmäßig in der Laterne. Die schwarzen Gemälde an der Wand, die unbeweglichen vogelflügeltragenden Gestalten mit ihren in stumpfem Rot und Weiß gemalten Augen ragten über ihm und über ihr auf. Kein Laut war zu hören. Sie seufzte, enttäuscht und irgendwie betrübt. Er war schwach; er redete groß, aber er konnte nichts tun. Er war nur ein guter Lügner, sonst nichts, nicht einmal ein guter Dieb war er. »Na ja«, sagte sie endlich und raffte ihre Röcke zusammen, um aufzustehen. Die Wolle raschelte ungewöhnlich, als sie sich bewegte. Sie blickte an sich hinunter und stand überrascht auf.

Das schwere schwarze Gewand, das sie jahrelang getragen hatte, war verschwunden; sie trug ein Kleid aus türkisfarbener Seide, weich und so hell wie der Abendhimmel. Es bauschte sich zu einer Glocke um ihre Hüften, und der Rock war mit dünnen Silberfäden und mit kleinen Perlen und winzigen Kristallen bestickt und glitzerte wie Regen im April.

Sie blickte den Zauberer sprachlos an.

»Gefällt es Ihnen?«

»Wo …?«

»Es ist wie das Gewand, das ich einst an einer Prinzessin gesehen habe, beim Fest der Sonnenwende im Neuen Palast in Havnor«, sagte er und blickte befriedigt auf sein Werk. »Sie baten mich, Ihnen etwas zu zeigen, das sehenswert ist. Ich zeige Ihnen — Sie selbst.«

»Laß es — laß es verschwinden!«

»Sie gaben mir Ihren Umhang«, sagte er vorwurfsvoll. »Darf ich Ihnen nichts geben? Aber haben Sie keine Angst, es ist nur Illusion, sehen Sie?«

Er schien keinen Finger zu heben, er sagte bestimmt kein einziges Wort, doch die blaue Seidenpracht war verschwunden, und sie stand wieder in ihrem groben schwarzen Gewand vor ihm.

Sie stand eine Weile bewegungslos da.

»Wie kann ich wissen«, sagte sie schließlich, »daß du der bist, für den ich dich halte?«

»Sie können es nicht wissen«, sagte er. »Ich weiß nicht, wofür Sie mich halten.«

Sie grübelte lange darüber nach. »Du könntest mich täuschen, du könntest mir etwas vorspiegeln, dich als …« Sie verstummte, denn er hatte eine Hand bewegt, nur ganz kurz, und nach oben gedeutet. Es war nur die Andeutung eines Zeichens gewesen. Sie dachte, daß er im Begriff sei, einen Bann zu wirken, und zog sich schnell zur Tür zurück, aber seiner Geste folgend sah sie hoch über sich, in dem dunklen Rund der Decke, das kleine Viereck, das Guckloch in der Schatzkammer des Zwillingsgöttertempels.

Kein Licht fiel durch das Guckloch, sie sah nichts, hörte nichts von oben, aber er hatte gedeutet, und sein fragender Blick lag auf ihr.

Beide rührten sich nicht.

»Deine Zauberei ist bloß Narrenspielerei, höchstens für Kinder geeignet«, sagte sie klar und deutlich. »Sie ist Betrügerei und Lüge. Ich habe genug gesehen. Du wirst den Namenlosen übergeben werden. Ich werde nicht mehr kommen.«

Sie nahm ihre Laterne und ging hinaus und schob den Eisenriegel laut krachend zu. Dann blieb sie außen an der Tür stehen, unsicher und verwirrt. Was sollte sie jetzt tun?

Wieviel hatte Kossil gehört, wieviel gesehen? Worüber hatten sie gesprochen? Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern. Sie schien nie das zu dem Gefangenen zu sagen, was sie eigentlich hatte sagen wollen. Er brachte immer alles durcheinander mit seinem Gerede von Drachen und Türmen, und Namen für die Namenlosen, und mit seinem Wunsch, am Leben bleiben zu wollen, und mit seiner Dankbarkeit für ihren Umhang. Nie sagte er das, was sie von ihm erwartete.

Sie hatte ihn nicht einmal nach dem Talisman ausgefragt, den sie an einer Kette, an ihrer Brust verborgen, um den Hals trug.

Aber das war vielleicht gut so, wenn Kossil zugehört hatte.

Nun, was machte das schon aus, was konnte Kossil schon tun? Noch während sie sich diese Frage stellte, wußte sie die Antwort: Nichts ist leichter zu töten als ein gefangener Falke. Der Mann war hilflos, angekettet in diesem Steinkäfig. Die Priesterin des Gottkönigs brauchte nur ihren Wärter Duby heute nacht herunterzuschicken, um ihn zu erwürgen; oder, wenn sie und Duby sich nicht so tief im Labyrinth auskannten, brauchte sie nur Giftstaub durch das Guckloch in den Bemalten Raum zu blasen. Sie besaß Schachteln und Gläser voll unheimlicher Giftstoffe für alle Gelegenheiten: manche zum Vergiften der Nahrung und des Wassers, andere zum Verbreiten in der Luft, die,

wenn sie lange genug eingeatmet wurden, zum Tod führten. Und morgen früh würde er tot sein, und alles wäre vorbei. Und sie würde nie mehr ein Licht unter den Gräbern brennen sehen.

Arha eilte durch die engen Steingänge zum Eingang in das Untergrab, wo Manan geduldig wie eine Kröte in der Dunkelheit hockte und auf sie wartete. Die Besuche bei dem Gefangenen beunruhigten ihn. Sie ließ nicht zu, daß er sie den ganzen Weg begleitete, und so hatten sie diesen Kompromiß geschlossen. Jetzt war sie froh, daß er hier bei der Hand war. Ihm konnte sie wenigstens vertrauen.

»Manan, hör zu! Du gehst jetzt zum Bemalten Raum und sagst zu dem Mann, daß du ihn unter die Gräber führst, wo er lebendig begraben wird.« Manans kleine Augen glitzerten. »Sag das laut! Schließ die Kette auf und führ ihn …« Sie hielt inne, denn sie hatte noch nicht darüber nachgedacht, wo sie den Gefangenen am besten verbergen konnte.

»… zum Untergrab«, sagte Manan, eifrig mit dem Kopf nickend.

»Nein, du Dummkopf. Ich habe gesagt, daß du das *sagen* sollst, nicht *tun.* Warte …« *Wo* wäre er sicher vor Kossil und ihren Spionen? Nirgends, außer an den allertiefsten, allerheiligsten unterirdischen Orten, an den verstecktesten Plätzen im Bereich der Namenlosen, wohin sie sich nicht zu gehen getraute. Doch würde sich Kossil nicht fast überallhin zu gehen getrauen? Angst hatte sie bestimmt vor den finsteren Orten, große Angst sogar, aber sie war in der Lage, ihre Angst zu überwinden, um ihre Zwecke zu erreichen. Es war unmöglich, festzustellen, wie gut sie den Plan des Labyrinths gelernt hatte, von Thar oder von der vorhergehenden Arha, oder vielleicht von ihren eigenen geheimen Untersuchungen in den vergangenen Jahren. Arha vermutete, daß sie mehr wußte, als sie zugab. Aber einen Weg konnte sie nicht gelernt haben, dieser Weg war ein Geheimnis, das tiefste, bestgehütetste.

»Du mußt den Mann dorthin bringen, wo ich dich hinführe, und es muß im Dunkeln geschehen. Und wenn ich dich zurückgebracht habe, mußt du hier, im Untergrab, ein Grab schaufeln und einen Sarg dafür machen, ihn leer in das Grab tun und dann das Grab wieder mit Erde zuwerfen, damit etwas da ist, wenn jemand danach sucht. Mach ein tiefes Grab! Hast du alles verstanden?«

»Nein«, sagte Manan, mißmutig und verdrießlich. »Kleines, diese Betrügerei ist nicht klug, gar nicht klug. Ein Mann hat hier nichts verloren! Ein Strafgericht wird hereinbrechen …«

»Einem alten Narren wird die Zunge herausgeschnitten, ja! Du wagst mir zu sagen, was klug ist? Ich beuge mich dem Willen der Dunklen Mächte. Folge mir jetzt!«

»Es tut mir leid, kleine Herrin, es tut mir leid …«

»Schweig!«

Sie kehrten zum Bemalten Raum zurück. Dort wartete sie im Gang, während Manan eintrat und die Kette von dem Ring an der Wand losmachte. Sie hörte die tiefe Stimme fragen: »Wohin jetzt, Manan?«, und die rauhe Altstimme antwortete mürrisch: »Du sollst lebendig begraben werden, so gebietet meine Herrin. Unter den Grabsteinen. Steh auf!« Sie hörte die schwere Kette knallen wie eine Peitsche.

Der Gefangene kam heraus, seine Arme waren mit Manans Lederriemen gefesselt. Manan kam hinterher und hielt ihn wie einen Hund an der Leine fest, aber das Band führte um seine Taille und die Leine war aus Eisen. Seine Augen wandten sich ihr zu, doch sie blies ihre Kerze aus, und ohne ein Wort zu sagen, begann sie in die Dunkelheit hineinzuschreiten. Sie nahm sofort die Gangart an, die sie sich im Labyrinth angewöhnt hatte, wenn sie kein Licht dabei hatte: langsame, aber ziemlich gleichmäßige Schritte, mit ihren Fingerspitzen leicht und fast ohne abzusetzen, die Wände links und rechts berührend. Manan und der Gefangene kamen schlurfend und stolpernd hinterher; sie bewegten sich viel schwerfälliger wegen der Kette. Aber es mußte dunkel bleiben, denn sie wollte nicht, daß einer von ihnen den Weg lernte.

Links aus dem Bemalten Raum hinaus, an zwei Öffnungen vorbei, rechts an der Viererkreuzung, eine Öffnung rechts liegen lassen, dann einen langen, geschwungenen Gang entlang und eine Treppe hinunter, eine lange Treppe mit schlüpfrigen Stufen, viel zu schmal für menschliche Füße. Weiter als diese Stufen war sie noch nie gekommen.

Die Luft war schlechter hier, abgestandener, und hatte einen durchdringenden Geruch. Die Anweisungen waren ihr ganz gegenwärtig, sie glaubte, Thars Stimme zu vernehmen, die sie ihr vorsagte. Immer weiter die Stufen hinunter (sie hörte, wie hinter ihr der Gefangene in der Finsternis stolperte und stöhnte, als ihn Manan mit einem kräftigen Ruck wieder auf die Füße stellte) und unten sofort nach links abbiegen. Halte dich links, an drei Öffnungen vorbei, dann die erste rechts und ganz rechts gehen. Die Gänge waren verwinkelt und gekrümmt, keiner verlief gerade. »Dann mußt du um den Schacht gehen«, hörte sie Thar in der Dunkelheit ihres Gehirns sprechen, »und der Weg ist ganz schmal.«

Sie verlangsamte ihre Schritte, beugte sich nach vorne und fühlte mit ihrer Hand am Boden entlang. Der Gang lief jetzt gerade, um den Wanderer in Sicherheit zu wiegen. Plötzlich fühlte ihre Hand, die unaufhörlich getastet und hin- und hergefegt war, nichts mehr. Ein Steinrand, eine Rundung und hinter dem Rand nur Leere. Die Wand rechts fiel steil ab in den Schacht. Links davon war ein Vorsprung, ein

Sims, nicht viel breiter als eine Hand.

»Hier ist ein Schacht. Dreht euch gegen die Wand links, lehnt euch dagegen, geht seitlich, schiebt eure Füße. Halte die Kette, Manan … Seid ihr auf dem Sims? Er wird schmaler. Verlagert euer Gewicht nicht auf die Fersen. So, ich bin am Schacht vorbei. Gebt mir die Hand. Hier …«

Der Gang lief jetzt im Zickzack, mit vielen seitlichen Öffnungen. Aus einigen tönte das Echo ihrer Schritte auf eine seltsam hohle Weise, und noch seltsamer war ein leichter Zug, der nach innen wehte. Diese Gänge mußten in Schächten enden wie der, an dem sie gerade vorbeigegangen waren. Vielleicht lag hier, unter dem tiefsten Teil des Labyrinths, eine Höhle, ein Gewölbe, das so tief, so riesig war, daß das Untergrab daneben klein erschien, eine immense schwarze innerliche Leere. Aber über diesem Abgrund, in den dunklen Gängen, durch die sie sich bewegten, wurde es immer enger und niedriger, daß selbst Arha sich bücken mußte. Hörte das denn nie auf?

Das Ende kam plötzlich: eine verschlossene Tür. Vornübergebeugt, etwas schneller als gewöhnlich gehend, stieß Arha mit dem Kopf und den Händen dagegen. Sie tastete nach dem Schlüsselloch, dann nach dem kleinen Schlüssel mit dem Drachen am Griff, der an ihrem Ring hing und den sie noch nie benutzt hatte. Er paßte und drehte sich im Schlüsselloch. Sie öffnete die Tür zum Großen Schatz der Gräber von Atuan. Stickige, verbrauchte Luft schlug ihr entgegen.

»Manan, du kannst hier nicht eintreten. Warte hier draußen!«

»Er kann, und ich nicht?«

»Wenn du diesen Raum betrittst, Manan, wirst du ihn nicht wieder lebendig verlassen. So lautet das Gesetz, und es gilt für alle, außer für mich. Kein Sterblicher, außer mir, hat je diesen Raum lebendig wieder verlassen. Willst du hereinkommen?«

»Ich warte hier draußen«, sagte die melancholische Stimme aus der Finsternis. »Herrin, Herrin, mach die Tür nicht zu!«

Seine Angst machte sie so nervös, daß sie die Tür offenließ. Dieser ganze Ort erfüllte sie mit geheimem Grauen, und sie fühlte Mißtrauen gegen den Gefangenen in sich aufsteigen, obgleich er eingezwängt war in Eisen. Als sie drinnen war, zündete sie ihr Licht an. Ihre Hände zitterten. Die Kerze in der Laterne wollte nicht brennen. Die Luft war verbraucht und alt. Im gelben, trüben Schein des Lichtes, das nach der langen Dunkelheit hell erschien, war die Schatzkammer voll unruhiger Schatten undeutlich zu erkennen.

Sechs große Truhen befanden sich darin, alle aus Stein, alle mit dickem Staub bedeckt wie Schimmel auf Brot. Die Wände waren uneben, die Decke niedrig. Der Raum war kalt, eine tiefe, luftleere Kälte, die das Blut im Herzen zum Stocken brachte. Keine

Spinnweben, nur Staub war zu sehen. Hier unten war nichts Lebendiges, nicht einmal die seltenen kleinen weißen Spinnen des Labyrinths gab es hier. Der Staub war dick, so dick, ein Staubkorn für jeden Tag, der hier vergangen war, hier, wo die Zeit stillstand, wo kein Licht je hinfiel: Tage, Monate, Jahre, Jahrhunderte, zu Staub zerfallen.

»Dies hier ist der Platz, den dugesucht hast«, sagte Arha, und ihre Stimme war ausdruckslos. »Hier ist der Große Schatz der Gräber. Du bist angelangt. Du wirst ihn nie wieder verlassen können.«

Er gab keine Antwort, und sein Gesicht war ruhig, doch in seinen Augen lag etwas, das sie berührte: eine Verzweiflung, der Blick eines Mannes, der sich betrogen fühlte.

»Du hast gesagt, daß du am Leben bleiben willst. Dies hier ist der einzige Ort, an dem du sicher bist. Kossil würde dich töten oder mich zwingen, daß ich dich töte, Sperber. Hierher kann sie nicht kommen.«

Er sagte noch immer nichts.

»Du hättest die Gräber so oder so nie verlassen können, siehst du das nicht ein? Das hier ist nicht viel anders. Du bist wenigstens ans … ans Ende deiner Reise gelangt. Was du suchst, ist hier.«

Er setzte sich auf eine der großen Truhen. Er sah erschöpft aus. Die Kette, die er hinter sich herschleifte, schlug klirrend an den Stein. Er ließ den Blick über die grauen Wände schweifen, sah die Schatten und blickte dann sie an.

Sie wandte die Augen ab und schaute auf die Steintruhen. Sie hatte keine Lust, sie zu öffnen. Es war ihr gleichgültig, welche Schätze darin verrotteten.

»Hier drinnen brauchst du keine Ketten tragen.« Sie ging zu ihm hin, schloß den Eisengürtel auf und machte Manans Ledergürtel los, der seine Arme festgehalten hatte. »Ich muß die Tür verschließen, aber wenn ich komme, dann muß ich dir trauen können. Du weißt, daß du nicht fort kannst — daß du es nicht versuchen darfst! Ich bin ihre Priesterin, ich führe ihren Willen aus, und wenn ich versage — wenn du mein Vertrauen mißbrauchst —, dann rächen sie sich. Du darfst mir nicht weh tun oder mich betrügen, wenn ich komme, und versuchen, den Raum zu verlassen. Du mußt mir gehorchen.«

»Ich werde tun, was Sie sagen«, sagte er leise.

»Ich bringe dir Essen und Wasser, wenn ich kann. Es wird nicht viel sein. Genug Wasser, aber nicht viel zum Essen in der nächsten Zeit; ich werde selbst hungrig, weißt du. Aber es wird genug sein, um nicht zu verhungern. Vielleicht kann ich erst in zwei Tagen zurückkehren, vielleicht dauert es noch länger. Ich muß Kossil abschütteln, denn sie spioniert mir nach. Aber ich werde wiederkommen. Ich verspreche es dir. Hier ist Wasser. Teile es ein, ich kann nicht bald kommen. Aber ich werde zurückkommen.«

Er blickte auf und sah sie an. Ein seltsamer Ausdruck lag auf seinen Zügen. »Sei vorsichtig, Tenar«, sagte er.

8
NAMEN

Sie führte Manan durch die verschlungenen Gänge zurück zum Untergrab und ließ ihn dort im Dunkeln zurück, damit er das Grab schaufele, und Kossil, sollte sie danach fahnden, den Beweis finden würde, daß die Strafe an dem Gefangenen vollzogen worden war. Es war spät, und sie ging direkt zum Kleinhaus und legte sich zu Bett. Mitten in der Nacht wachte sie plötzlich auf; sie erinnerte sich, daß sie ihren Umhang im Bemalten Raum gelassen hatte. Er hatte nichts, was ihn in dieser unterirdischen, kalten Schatzkammer warm halten konnte, nur seinen eigenen kurzen Umhang; kein Bett, nur die staubigen Steine. »Ein kaltes Grab, ein kaltes Grab«, stöhnte sie im Halbschlaf, aber sie war zu erschöpft, um richtig aufzuwachen, und schlief bald wieder ein. Sie begann zu träumen. Sie träumte von den Seelen der Toten an den Wänden im Bemalten Raum, von den Gestalten, die wie große unförmige Vögel mit menschlichen Gesichtern, Händen und Füßen aussahen, die im Staub der dunklen, unterirdischen Stätten hockten. Sie konnten nicht fliegen. Sie fraßen Lehm und tranken Staub. Es waren die Seelen derer, die nicht wiedergeboren wurden, alter, längst verschollener Völker und Ungläubiger, die von den Namenlosen verzehrt worden waren. Sie hockten um sie herum, und manchmal vernahm sie ein schwaches Krächzen und Ächzen, das von ihnen ausging. Einer von ihnen kam immer näher. Sie hatte zuerst Angst und wollte sich zurückziehen, aber sie konnte sich nicht bewegen. Er hatte kein menschliches, sondern ein Vogelgesicht. Aber sein Haar war golden und seine Stimme war die Stimme einer Frau und sie war warm und weich und sprach zu ihr: »Tenar, Tenar!«

Sie wachte auf. Ihr Mund war voll Lehm. Sie lag in einem Grab aus Stein, unter der Erde. Ihre Arme und Beine waren mit Grabtüchern festgebunden; sie konnte sich nicht rühren und nicht sprechen.

Die Verzweiflung wuchs und wurde stärker, bis ihre Brust aufbrach und wie ein Feuervogel den Stein zerschmetterte und sich ins Licht des Tages erhob — ins Licht des Tages, das sie, ganz schwach, in ihrem fensterlosen Raum wahrnehmen konnte.

Jetzt ganz wach, setzte sie sich auf, ganz zerschlagen von den Träumen dieser Nacht, ihr Geist benommen. Sie schlüpfte in ihre Kleider und ging hinaus zur Zisterne in dem ummauerten Innenhof des Kleinhauses. Sie tauchte ihre Arme, ihr Gesicht, ihren ganzen Kopf in das eiskalte Wasser, bis ihr Körper sich schüttelte und ihr Blut heftig durch die Adern pulsierte. Dann warf sie ihr Haar zurück, richtete sich

hoch auf und blickte hinauf in den morgendlichen Himmel.

Es war noch nicht lange nach Sonnenaufgang, ein heller Wintertag. Der Himmel war gelblich und ganz klar. Hoch oben, so hoch, daß sich das Sonnenlicht in seinem Gefieder fing und er wie ein kleiner, goldener Fleck aussah, kreiste ein Vogel, ein Falke oder ein Adler der Wüste.

»Ich bin Tenar«, sagte sie, nicht laut, und sie zitterte vor Kälte, vor Schreck, von innerem Aufjauchzen, unter dem weiten, sonnenhellen Himmel. »Ich habe meinen Namen wieder. Ich bin Tenar.«

Der goldene Fleck wandte sich nach Westen, den Bergen zu, und verschwand aus ihrem Blickfeld. Die Morgensonne vergoldete die Firstbalken des Kleinhauses. Drunten in den Pferchen bimmelten die Glocken der Schafe. Den Geruch des Holzfeuers und der frischen Buchweizenfladen trug der leichte, frische Wind vom Kamin der Küche herüber.

»Ich bin so hungrig … Woher wußte er es? Woher wußte er meinen Namen? … Oh, ich muß etwas essen, ich bin so hungrig …«

Sie zog ihre Kapuze über den Kopf und rannte zum Frühstück.

Das Essen nach dem dreitägigen, halben Fasten gab ihr Substanz und verlieh ihr Gewicht; ihre Bewegungen waren nicht mehr so zerfahren, ihre Gedanken wirbelten nicht mehr so durcheinander, waren nicht mehr so aufgewühlt. Nach dem Frühstück fühlte sie sich stark genug, um mit Kossil fertig zu werden.

Sie holte die große, schwere Gestalt auf dem Weg aus dem Speisesaal des Großhauses ein und ging neben ihr her. Mit unterdrückter Stimme sagte sie: »Ich habe den Eindringling aus dem Wege geschafft … Wie schön es heute ist!«

Die kalten, grauen Augen unter der schwarzen Kapuze musterten sie prüfend von der Seite.

»Ich dachte, die Priesterin darf drei Tage nach einem menschlichen Opfer kein Essen berühren?«

Das stimmte. Arha hatte es vergessen, und man sah ihrem Gesicht an, daß sie es vergessen hatte.

»Er ist noch nicht tot«, sagte sie in demselben, gleichgültigen Ton, der ihr kurz zuvor noch so leicht gefallen war. »Er wurde lebendig begraben. Unter den Gräbern. In einem Sarg. Etwas Luft muß noch drinnen sein, denn der Sarg ist nicht versiegelt, er ist aus Holz. Der Tod wird ziemlich langsam kommen. Wenn ich weiß, daß er tot ist, werde ich mit dem Fasten beginnen.«

»Wie werden Sie das wissen?«

Verwirrt blickte sie auf und zögerte wieder mit der Antwort: »Ich werde es wissen. Der … Meine Gebieter werden es mir sagen.«

»Ach so! Wo ist das Grab?«

»Unter den Steinen. Ich sagte Manan, daß er es unter dem glatten Stein graben soll.« Sie mußte sich zusammennehmen und nicht so schnell in diesem dummen, beschwichtigenden Ton antworten. Sie mußte Kossil gegenüber ihre Würde bewahren.

»Lebendig, in einem Holzsarg? Das ist eine riskante Sache bei einem Hexenmeister, Herrin! Haben Sie sich vergewissert, daß er nicht sprechen und keine Zaubereien wirken kann? Sind seine Hände gefesselt? Damit kann er auch Zauberei bewerkstelligen, manchmal genügt eine Fingerbewegung, selbst nachdem man ihnen die Zunge herausgeschnitten hat.«

»Mit seiner Hexerei ist es nicht weit her. Nichts als Betrügerei«, sagte Arha und fuhr mit erhobener Stimme fort: »Er ist begraben, und meine Gebieter warten auf seine Seele. Alles andere geht Sie, Priesterin, nichts an.«

Jetzt war sie zu weit gegangen; andere hatten es gehört, Penthe, ein paar weitere Mädchen, Duby und die Priesterin Mebbeth, alle befanden sich in Hörweite. Die Mädchen waren ganz Ohr, und Kossil war sich dessen bewußt.

»Alles, was hier geschieht, geht mich etwas an, Herrin! Und alles, was hier an der Stätte vor sich geht, interessiert den Gottkönig, den Unsterblichen, dessen Dienerin ich bin. Er hat das Recht, die unterirdischen Stätten zu durchforschen, er blickt in die Herzen der Menschen, und keiner kann ihm den Zutritt dazu verwehren!«

»Ich tue es. Keiner betritt die Gräber, wenn die Namenlosen es nicht gestatten. Sie bestanden schon, als es noch keinen Gottkönig gab, und sie werden bestehen, wenn es keinen Gottkönig mehr gibt. Sprechen Sie behutsam von ihnen, Priesterin! Rufen Sie ihre Rache nicht auf sich herab! Sie werden in Ihren Träumen zu Ihnen kommen, sie werden sich in Ihre Seele schleichen auf dunklen Wegen. Den Wahnsinn werden sie bringen!«

Die Augen des Mädchens blitzten. Kossils Gesicht war verdeckt, von der schwarzen Kapuze verborgen. Penthe und die anderen sahen erschreckt und gebannt aus der Ferne zu.

»Sie sind alt.« Kossils Stimme drang leise, ein dünner, pfeifender Tonfaden, aus der Tiefe der Kapuze. »Sie sind alt. Nur hier werden sie noch verehrt. Nirgends sonst auf der Welt wird ihnen noch gehuldigt. Ihre Macht ist vergangen. Es sind nur noch Schatten, machtlose Schatten. Versuche nicht, mir Furcht einzujagen, Verzehrte! Du bist die Erste Priesterin — und bedeutet das nicht, daß du auch die Letzte bist? — Mich kannst du nicht hinters Licht führen. Ich schaue dir ins Herz. Die Dunkelheit verbirgt nichts vor meinen Augen. Sei vorsichtig, Arha!«

Sie wandte sich um und bewegte sich in ihrem langsamen, wuchtigen Gang, das mit Rauhreif bedeckte Unkraut unter ihren

großen, schweren, in Sandalen steckenden Füßen zermalmend, auf die weiße Säulenpracht des gottköniglichen Tempels zu.

Arha, dunkel und schmal, stand im vorderen Hof des Großhauses, als sei sie auf dem Boden festgefroren. Nichts rührte sich um sie, niemand bewegte sich außer Kossil, alles war erstarrt, das weite Land um Hof und Tempel, die Hügel, die Wüste, die Berge.

»Mögen die Dunklen deine Seele verzehren, Kossil!« schrie sie. Wie ein Falkenschrei hallte es über die Stätte; mit hocherhobenem Arm und ausgestreckter Hand schmetterte sie die Verwünschung gegen Kossils Rücken, gerade als diese ihren Fuß auf die Treppe des Tempels setzte. Kossil zuckte zusammen, aber sie hielt nicht an, sie wandte sich nicht um. Sie setzte ihren Weg fort und ging durch die Tür in den Tempel des Gottkönigs.

Arha verbrachte den Tag auf der untersten Stufe vor dem Leeren Thron sitzend. Sie wagte nicht, das Labyrinth zu betreten, sie wollte nicht mit anderen Priesterinnen zusammen sein. Schwer lag es auf ihr und hielt sie dort im trüben Dämmerlicht der weiten Halle fest, Stunde um Stunde. Sie starrte auf die Doppelreihe der dicken, bleichen Säulen, die sich in der Düsternis am anderen Ende der Halle verloren, auf die Sonnenstrahlen, die durch die Lücken in der Decke fielen, auf den dicken, sich ringelnden Rauch, der von den glühenden Kohlen in den Bronzeschalen aufstieg. Mit den kleinen Mäuseknochen, die auf den Marmorstufen lagen, zeichnete sie Figuren in den Staub. Sie hielt den Kopf gesenkt, doch ihre Gedanken jagten und überstürzten sich. Wer bin ich? fragte sie sich, und erhielt keine Antwort.

Manan kam schlurfend die Halle herauf, zwischen den Doppelreihen der Säulen, lange nachdem das Tageslicht aufgehört hatte, sich durch die Löcher des Daches zu stehlen, und die Kälte ringsum sich zunehmend verschärft hatte. Manans Mondgesicht sah betrübt aus. Er blieb in einiger Entfernung stehen und ließ seine Arme an den Seiten herunterhängen, ein Stück abgerissener Saum von seinem alten Umhang hing auf seine Ferse nieder.

»Kleine Herrin!«

»Was ist los, Manan?« fragte sie müde und blickte ihn voll Zuneigung an.

»Kleines, laß mich das tun, was du gesagt hast … was du gesagt hast, daß es geschehen sei. Er muß sterben, Kleines. Er hat dich verzaubert. Sie wird sich rächen. Sie ist alt und grausam, und du bist noch zu jung. Du bist noch nicht stark genug.«

»Sie kann mir nichts antun.«

»Wenn sie dich töten würde, in aller Öffentlichkeit, wo es jeder sehen könnte, selbst dann gäbe es keinen im ganzen Reich, der es wagen würde, einen Finger gegen sie zu erheben. Sie ist die Hohepriesterin des Gottkönigs, und der Gottkönig herrscht allein.

Aber sie wird dich nicht öffentlich töten, sie wird es heimlich tun, mit Gift, in der Nacht.«

»Dann werde ich wiedergeboren werden.«

Manan rang seine großen Hände. »Vielleicht wird sie dich nicht töten«, flüsterte er.

»Was meinst du damit?«

»Sie könnte dich in einem Raum im … dort unten … wie du es mit ihm getan hast. Und du würdest noch jahrelang, noch viele Jahre vielleicht, am Leben bleiben. Und es gäbe keine wiedergeborene Priesterin, denn du bist ja nicht tot. Und es gäbe keine Priesterin der Gräber, und die Tänze der Mondfinsternis würden nicht getanzt werden, und es würden keine Opfer gebracht und kein Blut vergossen werden, und die Verehrung der Dunklen Mächte würde aufhören und vergessen werden, für immer. Sie und ihr Gebieter hätten das gern.«

»*Sie* würden mich freisetzen, Manan.«

»Nicht, solange sie zornig auf dich sind, kleine Herrin!« flüsterte Manan.

»Zornig?«

»Wegen ihm … Die Schändung, die nicht gerächt wurde. Oh, Kleines! Sie kennen kein Vergeben!«

Sie saß im Staub auf der untersten Stufe und hielt den Kopf gesenkt. Sie schaute das winzige Ding an, das sie in der Hand hielt: der Schädelknochen einer Maus. Die Eulen im Dachgebälk über dem Thron bewegten sich leise, es wurde dunkler, die Nacht nahte.

»Geh heute nacht nicht ins Labyrinth«, sagte Manan, kaum hörbar. »Geh in dein Haus und schlaf, und morgen früh geh zu Kossil und sag' ihr, daß du die Verwünschung aufhebst. Das genügt. Du brauchst dir keine Gedanken mehr zu machen. Ich werde ihr den Beweis bringen.«

»Beweis?«

»… daß der Zauberer tot ist.«

Sie saß unbeweglich. Langsam schloß sie die Hand, und der dünne Knochen knirschte und zerbrach. Als sie die Faust öffnete, hielt sie nur ein paar Splitter und Staub in der Hand.

»Nein«, sagte sie und schüttelte den Staub von ihrer Handfläche.

»Er muß sterben. Er hat dich verhext. Du bist verloren, Arha!«

»Er hat mich nicht verhext. Du bist alt und feige, Manan. Du fürchtest dich vor alten Weibern. Wie stellst du dir denn das vor? Wie willst du zu ihm gelangen und ihn töten und den ›Beweis‹ bringen? Kennst du denn den Weg bis zum Großen Schatz, den du letzte Nacht in der Dunkelheit gegangen bist? Kannst du die Ecken richtig zählen, bis zu den Stufen gelangen, am Schacht vorbei bis zur Tür? Kannst du die Tür aufschließen? — Oh, du armer, alter Manan, dein Geist ist schwach. Sie hat dir Angst gemacht. Geh jetzt zum Kleinhaus und

schlaf und vergiß das alles. Quäl' mich nicht länger mit deinem Gerede vom Tod … Ich komme später. Geh schon, geh schon, du alter Narr, du alter Bär!« Sie war aufgestanden und schubste Manans breiten Oberkörper, tätschelte ihn und schob ihn fort. »Gute Nacht, gute Nacht!«

Er wandte sich um, zögernd und nichts Gutes ahnend, doch gehorsam, und watschelte den langen Gang zwischen den Säulen unter dem beschädigten Dach hinunter. Sie sah ihn entschwinden.

Geraume Zeit, nachdem er verschwunden war, stand sie auf, drehte sich um, ging um den Fuß des Thrones und verlor sich in der Dunkelheit.

9
DER RING VON ERRETH-AKBE

In der Großen Schatzkammer der Gräber von Atuan stand die Zeit still. Kein Licht, kein Leben, nicht einmal das unmerkliche Weben einer Spinne im Staub, eines Wurmes in der Erde war spürbar. Fels und Finsternis und Zeit standen still.

Auf dem Steindeckel einer großen Truhe lag der Dieb von den Innenländern, ausgestreckt auf dem Rücken, wie eine gemeißelte Figur auf einem Sarkophag. Der Staub, durch seine Bewegungen aufgerührt, hatte sich auf seiner Kleidung niedergesetzt. Er rührte sich nicht.

Das Schloß in der Tür quietschte. Die Tür öffnete sich. Licht zerteilte die Finsternis, und ein frischerer Windzug bewegte die tote Luft. Der Mann lag regungslos.

Arha machte die Tür zu und verschloß sie von innen, stellte ihre Laterne auf eine Truhe und kam langsam auf die regungslose Gestalt zu. Sie näherte sich furchtsam, ihre Augen weit offen, die Pupillen noch ganz groß von dem langen Gang durch die Dunkelheit.

»Sperber!«

Sie berührte seine Schulter und wiederholte seinen Namen noch einmal und noch einmal.

Er rührte sich und stöhnte. Endlich setzte er sich auf, sein Gesicht war erstarrt, seine Augen leer. Er blickte sie an und erkannte sie nicht.

»Ich bin es, Arha — Tenar. Ich habe dir Wasser gebracht. Hier, trink!«

Er griff unbeholfen nach der Flasche, als wären seine Hände gelähmt, und trank, aber nicht viel.

»Wie lange war ich hier?« fragte er, mühsam die Worte formend.

»Zwei Tage sind vergangen, seit ich dich hierhergebracht habe. Dies ist die dritte Nacht. Ich konnte nicht früher kommen. Ich mußte das Essen stehlen. Hier ist es.« Sie zog einen der großen, flachen Laibe aus der Tasche, die sie mitgebracht hatte, aber er schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen Hunger … Dies … dies ist ein fürchterlicher Ort.« Er legte den Kopf in die Hände und saß regungslos.

»Ist dir kalt? Ich habe den Umhang vom Bemalten Raum gebracht.«

Er antwortete nicht.

Sie legte den Umhang hin und blickte ihn an. Sie zitterte ein wenig, und ihre Augen waren noch schwarz und weit geöffnet.

Plötzlich sank sie auf die Knie, beugte sich nach vorne und begann zu schluchzen, in heftigen Stößen, die ihren Körper

schüttelten, aber keine Tränen in ihre Augen brachten.

Er stieg steif von der Truhe herunter und beugte sich über sie: »Tenar …«

»Ich bin nicht Tenar. Ich bin nicht Arha. Die Götter sind tot. Die Götter sind tot.«

Er strich ihre Kapuze zurück und legte seine Hände auf ihren Kopf. Er begann zu sprechen. Seine Stimme war leise, und die Worte waren in einer ihr fremden Sprache. Ihr Klang drang in ihr Herz wie leise lispelnder Regen. Sie wurde ruhiger und begann zuzuhören.

Als sie sich beruhigt hatte, hob er sie hoch und setzte sie wie ein Kind auf die große Truhe, auf der er gelegen hatte. Er legte seine Hand auf ihre Hände. »Warum hast du geweint, Tenar?«

»Ich werde es dir sagen. Es ist jetzt sowieso alles egal. Du kannst doch nichts tun. Du kannst nicht helfen. Du wirst ja auch sterben. Alles ist jetzt gleichgültig, alles! Kossil, die Priesterin des Gottkönigs, sie war schon immer grausam, sie versuchte, mich zu veranlassen, daß ich dich töte. So wie ich die anderen getötet habe. Und ich tat es nicht. Welches Recht hat sie? Und sie forderte die Namenlosen heraus und verhöhnte sie, und ich habe sie verwünscht. Und seither habe ich Angst vor ihr, denn was Manan sagt, stimmt, sie glaubt nicht an die Götter. Sie will, daß sie vergessen werden, und sie hätte mich im Schlaf getötet. Und so schlief ich nicht. Ich bin nicht ins Kleinhaus zurückgegangen. Die ganze vergangene Nacht verbrachte ich in der Thronhalle und auf dem Speicher, in dem die Tanzgewänder hängen. Bevor es Tag wurde, ging ich zum Großhaus und habe etwas Essen gestohlen, und dann ging ich zurück in die Halle und blieb den ganzen Tag dort. Ich wollte mir überlegen, was ich nun tun soll. Und heute nacht — heute nacht war ich so müde, und ich dachte, ich könnte vielleicht an einen der heiligen Plätze gehen und dort schlafen, irgendwo, wo sie sich fürchtet hinzugehen. Und so ging ich ins Untergrab, das große Gewölbe, wo ich dich zum ersten Mal sah. Und … und dort war sie. Sie muß durch die rote Felsentür gekommen sein. Sie hatte eine Laterne dabei und kratzte an dem Grab herum, das Manan geschaufelt hatte, um zu sehen, ob eine Leiche darin war. Wie eine große, fette Ratte auf einer Grabstätte. Licht brannte an diesem Heiligen Ort, und die Namenlosen duldeten es und rührten sich nicht. Sie töteten sie nicht, sie brachten keinen Wahnsinn über sie. Sie sind alt, wie sie behauptet, sie sind tot. Sie sind verschwunden. Ich bin keine Priesterin mehr.«

Der junge Mann stand und hörte zu, seine Hand lag noch auf ihrer Hand, sein Kopf war leicht gesenkt. Etwas Kraft war in sein Gesicht und in seine Haltung zurückgekehrt, doch die Narben an seiner Wange waren noch blaugrau, und auf seiner Kleidung, auf seinem Haar lag Staub.

»Ich bin an ihr vorbei durch das Untergrab gegangen. Ihre Kerze machte mehr Schatten als Licht, und sie hat mich nicht gehört. Ich wollte ins Labyrinth, weg von ihr gehen. Aber als ich dort war, bildete ich mir ein, daß ich sie hörte, wie sie mir folgte. Auch als ich durch die Gänge ging, hörte ich, wie jemand mir folgte. Und ich wußte nicht, wo ich hin sollte. Nur hier, hier, dachte ich, werde ich sicher sein. Ich glaubte, daß meine Gebieter mich schützen und verteidigen würden. Aber sie sind verschwunden, sie sind tot …«

»Ihretwegen hast du geweint — über ihren Tod? Aber sie sind hier, Tenar, hier!«

»Woher weißt du denn das?« fragte sie mutlos.

»Weil ich mich seit dem Augenblick, an dem mein Fuß das Gewölbe unter den Gräbern betreten hat, bemühe, sie stille zu halten, ihnen mein Kommen zu verheimlichen. Meine ganze Kunst habe ich aufwenden müssen, meine ganze Macht habe ich damit verausgabt. Ich habe diese Gänge mit einem endlosen Netz von Bannsprüchen zugewebt, mit Bannsprüchen der Stille, des Schlafes, des Verbergens: und doch spüren sie, daß ich hier bin, spüren es halbwegs, halb schlafend, halb wachend, obwohl ich meine ganze Kraft aufwende. Dies hier ist ein ganz fürchterlicher Ort. Ein Mensch allein ist hier hoffnungslos verloren. Ich war am Verdursten, als du mir Wasser gabst, doch war es nicht das Wasser allein, das mich rettete. Es war die Kraft deiner Hände, die mir das Wasser reichten.« Als er das sagte, drehte er ihre Hand, die in seiner Hand ruhte, um und schaute auf ihre Handfläche. Dann wandte er sich ab, lief im Raum auf und ab und hielt wieder vor ihr inne. Sie sagte nichts.

»Glaubst du wirklich, daß sie tot sind? Dein Herz weiß es besser. Sie sterben nicht. Sie sind dunkel und werden nie sterben. Sie hassen das Licht: das kurze, helle Licht unserer Sterblichkeit. Sie sind unsterblich, aber sie sind keine Götter. Nie waren sie Götter. Sie sind es nicht wert, von einer menschlichen Seele verehrt zu werden.«

Sie hörte ihm zu. Ihre Augen waren schwer, und ihr Blick war auf die flackernde Laterne gerichtet. »Was haben sie dir je gegeben, Tenar?«

»Nichts«, flüsterte sie.

»Sie haben nichts, was sie geben können. Sie haben keine Kraft des Schöpfens. Ihre Kraft ist, Dunkelheit zu bringen und Lebendiges zu zerstören. Diesen Ort hier können sie nicht verlassen. Der Ort *besteht* aus ihnen, und er sollte ihnen ganz überlassen werden. Sie sollten nicht verleugnet und nicht vergessen, aber auch nicht verehrt werden. Die Welt ist hell und licht und schön, aber das ist nicht alles. Die Erde ist auch dunkel und schrecklich und grausam. Der kleine Hase stöhnt, wenn er auf der grünen Wiese stirbt. Die Gebirge ballen ihre großen kalten Hände um verborgene Feuer. Im Meer gibt es Haifische und in

den Augen der Menschen Grausamkeit. Und dort, wo Menschen diese Mächte verehren und sich vor ihnen erniedrigen, dort waltet das Böse, dort werden Stätten errichtet, wo die Finsternis sich verdichtet, Stätten, die ganz denen geweiht sind, die wir die Namenlosen nennen, die uralten, heiligen Mächte dieser Erde, die vor dem Licht bestanden haben, die Mächte der Dunkelheit, der Zerstörung, des Wahnsinns … Ich glaube, daß eure Priesterin Kossil schon vor langer Zeit wahnsinnig geworden ist; ich glaube, daß sie in diesen unterirdischen Gewölben herumschleicht wie im Labyrinth ihrer eigenen Seele, und nun kann sie das Licht des Tages nicht mehr wahrnehmen. Sie hat dir gesagt, daß die Namenlosen tot seien, nur eine verlorene Seele, eine Seele, für die es keine Wahrheit mehr gibt, kann das behaupten. Sie existieren. Aber sie sind nicht deine Gebieter. Noch nie waren sie das. Du bist frei, Tenar. Man hat dich gelehrt, Sklavin zu sein, doch du bist ausgebrochen, *du bist frei!*«

Sie hörte ihm zu, doch ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Er sagte nichts weiter. Sie schwiegen, aber es war nicht die Stille, die bestand, bevor sie den Raum betreten hatte. Zwei Menschen atmeten jetzt hier, Leben pulsierte durch ihre Adern, und die Kerze in der Laterne brannte, ein winziger, knisternder, lebendiger Ton.

»Woher weißt du meinen Namen?«

Er lief auf und ab in dem Raum, rührte den feinen Staub auf und reckte seine Arme und Schultern, um seine von der Kälte erstarrten Glieder wieder ins Leben zurückzurufen.

»Namen zu wissen und Namen herauszufinden ist meine Arbeit, meine Kunst. Weißt du, um Magie wirken zu können, muß man den wahren Namen eines Dinges, eines Wesens herausfinden. Dort, wo ich herkomme, hält man seinen wahren Namen sein ganzes Leben lang verborgen, nur denen, denen man ganz und voll vertraut, sagt man ihn. Denn in einem Namen steckt große Macht und deshalb große Gefahr. Vor langer, langer Zeit, als Segoy die Inseln der Erdsee aus der Tiefe des Meeres hob, trugen alle Dinge ihren eigenen, wahren Namen. Und die ganze Kunst der Magie, der Zauberei, hängt von diesem Wissen ab — des Wiedererlernens, des Erinnerns dieser wahren, uralten Sprache des Formens und Schöpfens. Natürlich muß man Bannsprüche lernen und wissen, wie die Worte zu gebrauchen sind, und man muß selbstverständlich auch die Folgen kennen. Aber ein Zauberer verbringt sein ganzes Leben damit, Namen herauszufinden und der Kunst, wie man Namen herausfinden kann.«

»Wie hast du meinen herausgefunden?«

Er schaute sie einen Augenblick lang mit einem tiefen, klaren Blick an, der durch die Schatten zwischen ihnen drang; er zögerte kurz: »Das kann ich dir nicht sagen. Du bist wie ein Licht, das verdeckt und abgeschirmt an einem dunklen Platz verborgen ist. Doch das Licht

scheint, sie konnten es nicht auslöschen. Sie konnten dich nicht verstecken. Und so wie ich das Licht kenne, so kenne ich dich und weiß deinen Namen, Tenar. Das ist meine Gabe, meine Macht. Mehr kann ich nicht sagen. Aber jetzt sag mir: was willst du jetzt tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Kossil hat ein leeres Grab gefunden. Was wird sie nun tun?«

»Ich weiß nicht. Wenn ich jetzt hinaufgehe, kann sie mich töten lassen. Eine Hohepriesterin, die gelogen hat, muß getötet werden. Sie kann mich auf den Stufen des Altars opfern lassen. Und dieses Mal würde Manan mir wirklich den Kopf abschlagen, anstatt nur das Schwert hochzuheben und auf die dunkle Gestalt zu warten, die das Schwert abhält. Dieses Mal würde sie nicht kommen und es abhalten. Es käme herunter und würde meinen Kopf abtrennen.«

Sie sprach langsam und ausdruckslos. Er dachte angestrengt nach.

»Wenn wir lange hierbleiben«, sagte er,»dann wirst du wahnsinnig werden, Tenar. Der Zorn der Namenlosen bedrückt dich und mich auch. Seit du hier bist, ist es besser geworden, viel besser. Aber es hat so lange gedauert, bis du gekommen bist, und ich habe fast meine ganze Kraft aufgebraucht. Keiner kann den Dunklen Mächten lange allein widerstehen. Sie sind zu mächtig.« Er verstummte, seine Stimme war immer leiser geworden, und er schien vergessen zu haben, was er noch sagen wollte. Er rieb sich mit der Hand die Stirn und ging dann zur Wasserflasche, um einen Schluck zu trinken. Er brach ein Stück Brot ab und setzte sich auf die Truhe ihr gegenüber, um es zu essen.

Was er gesagt hatte, stimmte. Sie fühlte, wie ein Druck, ein Gewicht auf ihr lag, das ihre Gedanken und Gefühle beschwerte und verwirrte. Doch sie war nicht mehr so verstört wie zuvor, als sie allein durch die Gänge geeilt war. Der Gedanke an die furchtbare Stille außerhalb des Raumes war ihr unerträglich. Warum nur? Noch nie zuvor hatte sie die unterirdischen Orte gefürchtet. Aber bis jetzt war sie auch den Dunklen Mächten hörig gewesen, hatte noch nie gegen ihren Willen gehandelt.

Schließlich lächelte sie schwach. »Hier sitzen wir auf ›dem größten Schatz des Reiches‹«, sagte sie. »Der Gottkönig würde all seine Frauen für eine Truhe hergeben. Und wir haben noch nicht einmal den Deckel aufgemacht und hineingeschaut.«

»Ich habe sie aufgemacht«, sagte Sperber kauend.

»In der Dunkelheit?«

»Oh, ich habe ein bißchen Licht gemacht, ein kleines Werlicht. Es war schwierig hier. Selbst mit meinem Stab wäre es schwer gewesen, und ohne Stab war es, als befände ich mich im Regen und versuchte, mit nassem Holz Feuer zu machen. Aber dann kam es doch. Und ich habe gefunden, was ich suchte.«

Sie hob ihr Gesicht langsam hoch und schaute ihn an: »Den Ring?«

»Den halben Ring. Du hast die andere Hälfte.«

»Ich? Die andere Hälfte ist verloren.«

»… und wurde wieder gefunden. Ich trug sie an einer Kette um den Hals. Du hast sie genommen und hast mich gefragt, ob ich mir keinen besseren Talisman leisten könne. Der einzige Talisman, der besser wäre als der halbe Ring von Erreth-Akbe, wäre der ganze Ring. Aber wie man so sagt, ein halber Laib ist besser als gar keiner. Ich habe also deine Hälfte, und du hast die meine.« Er lächelte ihr über die Schatten des Grabes zu.

»Als ich ihn genommen habe, hast du gesagt, ich wüßte nicht, was ich damit tun sollte.«

»Das stimmt.«

»Und weißt du es jetzt?«

Er nickte.

»Dann sag es mir. Erzähl mir, welche Bewandtnis es mit dem Ring auf sich hat, und wie du die verlorene Hälfte gefunden hast, und wie und warum du hierhergekommen bist. Das muß ich alles wissen, und dann weiß ich vielleicht, was ich tun muß.«

»Ja, vielleicht wirst du es dann wissen. Also gut. Welche Bewandtnis hat es mit dem Ring von Erreth-Akbe? Nun, du kannst selbst sehen, daß er nicht sonderlich wertvoll ist, und er ist nicht einmal ein Ring. Er ist zu groß dafür. Vielleicht ein Armreif, aber dafür ist er wieder zu klein. Kein Mensch weiß, für wen er gemacht wurde. Elfarran die Lichte hat ihn einmal getragen, bevor die Insel Soléa im Meer versank, und damals war der Ring schon alt. Schließlich kam er in den Besitz von Erreth-Akbe … Er ist aus reinem Silber und hat neun Runen, die Macht verleihen. Deine Hälfte hat viereinhalb Runen und meine ebenfalls. Der Bruch ging durch ein Runensymbol und hat es zerstört. Seither nennt man sie die ›verlorene‹ Rune. Magier kennen die anderen acht: *Pirr*, die vor Wahnsinn, Wind und Wetter schützt, *Ges*, die Ausdauer verleiht, und so weiter. Doch die zerbrochene Rune war diejenige, welche die Länder verbunden hatte. Es war die Binderune, das Zeichen des Weltreiches, das Zeichen des Friedens. Ein König, der nicht unter dem Zeichen dieser Rune regiert, ist kein guter Herrscher. Niemand weiß, wie diese Rune geritzt wurde. Und seit sie verloren ist, gibt es keine großen Könige in Havnor mehr. Aber es gab viel Fürsten und Tyrannen, Kriege und Streit unter den Ländern der Erdsee. Daher beschlossen die weisen Fürsten und Magier der Innenländer, nach dem Ring von Erreth-Akbe zu fahnden, damit die verlorene Rune wieder hergestellt würde. Aber schließlich gaben sie es auf, weitere Männer auszuschicken und den Ring zu suchen, denn keiner konnte die Hälfte, die sich in den

Gräbern von Atuan befand, wiedererlangen, und die andere Hälfte, die Erreth-Akbe einem kargischen König gegeben hatte, war auch verschwunden. Sie kamen überein, daß es keinen Wert mehr hatte, weiter danach zu suchen, und stellten die Fahndung ein. Das war vor vielen hundert Jahren.

Jetzt komme ich in die Geschichte. Als ich nur ein wenig älter war als du, war ich auf einer … auf einer Art Jagd über die See. Das, was ich jagte, hatte mich irregeleitet, und ich wurde auf eine verlassene Insel geworfen, die nicht weit von der Küste von Karego-At und Atuan liegt, südwestlich von hier. Sie war ganz klein, nicht viel größer als eine Sandbank, mit ein paar langen, grasbewachsenen Dünen in der Mitte und einer kleinen Quelle von Salzwasser; das war alles.

Dort hausten zwei Leute. Ein alter Mann und eine Frau; ich glaube, es waren Bruder und Schwester. Sie waren zu Tode erschrocken, als sie mich sahen. Sie hatten seit — oh, wie lange schon? —, seit Jahren, Jahrzehnten, kein menschliches Gesicht mehr gesehen. Aber ich kam zu ihnen, und meine Not war groß, und sie waren gut zu mir. Sie hatten eine kleine Hütte aus Treibholz und ein Feuer. Die alte Frau gab mir zu essen, Muscheln, die sie bei Ebbe von den Felsen absammelte, getrocknetes Fleisch von Seevögeln, die sie mit Steinen erlegten. Sie hatte Angst vor mir und gab mir trotzdem zu essen. Als sie merkte, daß sie mich nicht zu fürchten hatte, wurde sie zutraulicher und zeigte mir ihre Schätze. Sie hatte auch wirklich einen Schatz … Es war ein kleines Kleid aus Seidenzeug mit Perlen, ein Kinderkleid, das Kleid einer kleinen Prinzessin. Sie aber trug ein ungegerbtes Seehundsfell.

Unterhalten konnten wir uns nicht. Damals sprach ich noch nicht Kargisch, und sie verstanden die Sprachen des Innenreiches nicht, selbst ihre eigene kannten sie nicht gut. Man hatte sie, als sie noch jung waren, hierhergebracht, damit sie sterben sollten. Ich weiß nicht, warum, ich bezweifle, daß sie es wußten. Sie kannten nur die Insel, den Wind und das Meer. Aber als ich fortging, gab die Frau mir ein Geschenk. Sie gab mir die verlorene Hälfte von Erreth-Akbes Ring.

Er schwieg eine Weile.

»Damals wußte ich genauso wenig wie sie, was es war. Die größte Gabe des Jahrhunderts, von einer unwissenden, alten Frau in Seehundsfellen einem dummen Jungen gegeben, der sie in seine Tasche stopfte, ›Danke‹ sagte und davonsegelte … Na ja, ich bin weitergesegelt und tat, was ich tun mußte. Aber dann kam anderes dazwischen, und ich ging zu den Dracheninseln im Westen und so weiter. Und die ganze Zeit behielt ich den Ring bei mir, denn ich war dankbar und gerührt, daß diese alte Frau mir das einzige Geschenk gab, das sie mir geben konnte. Und eines Tages auf Selidor, das ist

eine ferne Insel, auf der Erreth-Akbe im Kampf mit dem Drachen Orm fiel — auf Selidor sprach ich mit einem Drachen, einem Nachkommen von Orm, und er sagte mir, was ich auf meiner Brust trug.

Er fand es natürlich komisch, daß ich es nicht wußte. Drachen finden uns meistens komisch. Aber an Erreth-Akbe erinnern sie sich. Von ihm sprechen sie, als sei er ein Drache gewesen und kein Mensch.

Als ich zu den Innenländern zurückkehrte, ging ich nach Havnor. Ich bin auf Gont geboren, nicht allzu weit westlich von Kargad, und ich war viel herumgewandert, doch nach Havnor war ich noch nie gekommen. Es war Zeit, daß ich dort hinging. Ich sah die weißen Türme, und ich sprach mit den bedeutenden Männern dort, den Kaufleuten, Prinzen und Fürsten der alten Länder. Ich erzählte ihnen, was ich besaß, und ich erbot mich, wenn sie es wünschten, zu den Gräbern von Atuan zu gehen, um die verlorene Rune wiederzufinden, den Schlüssel zum Frieden. Denn wir haben Frieden bitter nötig auf dieser Welt, *bitter* nötig. Sie rühmten und priesen mich, und einer von ihnen gab mir sogar Geld, um mein Boot für die Reise auszustatten. Und ich lernte die Sprache, die hier gesprochen wird, und kam nach Atuan.«

Er schwieg und blickte in die Schatten vor sich.

»Erkannten dich die Leute in unseren Städten nicht? Merkten sie nicht, daß du aus dem Westen bist, an deiner Hautfarbe und an deiner Sprache?«

»Oh, es ist nicht schwer, Leute hinters Licht zu führen«, sagte er geistesabwesend, »man muß sich nur mit Hilfe von Illusionszaubereien etwas ändern, und niemand, nur ein anderer Magier, kann dich durchschauen. Und hier auf Kargad gibt es ja keine Zauberer und keine Magier. Und das ist auch eine seltsame Sache. Vor langer Zeit schon wurden alle Zauberer von hier verbannt, und die Kunst der Magie wurde verboten, und heute glaubt fast keiner mehr daran.«

»Mich haben sie gelehrt, nicht daran zu glauben. Magie widerspricht den Lehren der Priesterkönige. Aber ich weiß, daß dich nur Hexerei zu den Gräbern und durch die Tür zwischen den roten Felsen gebracht hat.«

»Nicht nur Hexerei, sondern auch guter Rat. Wir schreiben mehr als ihr, glaube ich. Kannst du lesen?«

»Nein, das ist eine der Schwarzen Künste.«

Er nickte. »Aber es ist eine sehr nützliche«, sagte er. »Ein längst vergessener, erfolgloser Dieb hinterließ gewisse Beschreibungen der Gräber von Atuan und Anweisungen, wie man hineingelangt, wenn man die großen Zauberformeln des Öffnens wirken kann. Das fand ich alles in einem Buch in der Schatzkammer eines Prinzen von Havnor. Er ließ es mich lesen. So kam ich bis an das große, unterirdische Gewölbe …«

»Das Untergrab.«

»Der Dieb, der das aufgeschrieben hatte, glaubte, daß der Schatz sich dort im Untergrab befände. Deswegen habe ich dort gesucht, aber ich hatte das Gefühl, daß er tiefer im Labyrinth versteckt war. Ich kannte den Eingang zum Labyrinth, und als ich dich sah, ging ich dorthin, um mich zu verstecken. Das war natürlich ein Fehler. Die Namenlosen hatten mich bereits in ihrer Gewalt, und ich konnte nicht mehr klar denken. Und seither bin ich nur noch schwächer und dümmer geworden. Man darf ihnen nie nachgeben, man muß sich immer wehren, man muß stark und seiner selbst sicher sein. Das habe ich schon vor langer Zeit gelernt. Aber hier, wo sie so mächtig sind, fällt es einem schwer. Es sind keine Götter, Tenar. Aber sie sind stärker als jeder Mensch.«

Beide schwiegen lange.

»Was hast du noch in den Truhen gefunden?« fragte sie teilnahmslos.

»Plunder; Gold, Juwelen, Kronen, Schwerter; Zeug, das keinem, der jetzt lebt, gehört … Tenar, erzähl mir, wie du zur Priesterin der Gräber gewählt wurdest!«

»Wenn die Erste Priesterin stirbt, dann suchen sie in allen Ländern nach einem kleinen Mädchen, das in der gleichen Nacht geboren wurde. Sie finden immer eines, denn es ist die wiedergeborene Priesterin. Wenn das Kind fünf Jahre alt ist, bringen sie es hierher, und wenn es sechs Jahre alt ist, wird es den Namenlosen übergeben, und seine Seele wird verzehrt. Dann gehört es ihnen, und seit Urzeiten hat es ihnen gehört. Es hat keinen Namen.«

»Glaubst du das?«

»Ich habe immer daran geglaubt.«

»Glaubst du es jetzt noch?«

Sie antwortete nicht.

Wiederum breitete sich das dunkle Schweigen zwischen ihnen aus. Eine geraume Zeit verstrich, dann sagte sie: »Erzähl mir … erzähl mir von den Drachen im Westen!«

»Tenar, was willst du jetzt tun? Wir können nicht hier sitzen und uns Geschichten erzählen, bis die Kerze niedergebrannt ist und die Dunkelheit wiederkommt.«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe Angst.« Sie saß aufrecht und preßte ihre Hände zusammen. Sie sprach laut, als hätte sie Schmerzen. Sie sagte: »Ich habe Angst vor der Dunkelheit.«

Er antwortete leise: »Du mußt dich entscheiden. Entweder du verläßt mich, verschließt die Tür, gehst zu deinem Altar und übergibst mich deinen Gebietern; dann gehst du zu Kossil und schließt Frieden mit ihr — und das ist das Ende der Geschichte — oder du schließt die Tür auf und gehst durch die Tür mit mir. Und das ist der Anfang der

Geschichte. Du mußt dich entschließen, entweder Arha oder Tenar zu sein. — Du kannst nicht beides sein.«

Die tiefe Stimme klang warm und fest. Sie blickte durch die Schatten in sein Gesicht, ein hartes, vernarbtes Gesicht, das keine Grausamkeit, keinen Arg verbarg.

»Wenn ich den Dienst der Namenlosen verlasse, werden sie mich töten. Wenn ich diesen Ort verlasse, werde ich sterben.«

»Du wirst nicht sterben. Arha wird sterben.«

»Ich kann nicht …«

»Um wiedergeboren zu werden, muß man den Tod erleiden, Tenar. Es ist nicht so schwer, wie man es sich vorstellt.«

»Sie wird uns niemals herauslassen. Niemals.«

»Vielleicht nicht. Es lohnt sich, den Versuch zu wagen. Du hast das Wissen, ich habe meine Künste, und wir beide zusammen haben …« Er hielt inne.

»Wir haben den Ring von Erreth-Akbe.«

»Ja, den auch. Aber ich dachte noch an etwas anderes, was wir allein haben. Nennen wir es Vertrauen — das ist einer der Namen dafür. Es ist etwas ganz Großes. Allein ist jeder von uns schwach, doch was wir gemeinsam haben, macht uns stark, stärker als die Mächte der Finsternis.« Seine Augen leuchteten hell und klar in seinem vernarbten Gesicht. »Hör mir zu, Tenar! Ich kam als Dieb, als Feind, gewaffnet gegen dich, doch du hattest Mitleid mit mir, du hast mir vertraut. Und als ich dein Gesicht zum ersten Mal, ganz kurz nur, dort unten in der Höhle unter den Gräbern sah, seine Schönheit in der Dunkelheit, habe auch ich dir vertraut. Du hast dein Vertrauen bewiesen. Ich habe dir nichts dafür gegeben. Ich gebe dir jetzt alles, was ich zu geben vermag. Mein wahrer Name ist Ged. Und das gehört dir.« Er war aufgestanden und streckte ihr einen Halbring aus graviertem, durchbrochenem Silber entgegen: »Möge der Ring wieder geschlossen werden«, sagte er.

Sie nahm ihn aus seiner Hand entgegen. Sie zog die Silberkette, an der die andere Hälfte des Ringes hing, über den Kopf und nahm ihn ab. Sie legte die beiden Stücke so auf ihre Handfläche, daß die zerbrochenen Enden sich berührten, und der Ring sah geschlossen aus.

Sie hob ihr Gesicht nicht hoch.

»Ich werde mit dir gehen«, sagte sie.

10
DER ZORN DER DUNKLEN MÄCHTE

Als sie diese Worte gesprochen hatte, legte der Mann, dessen wahrer Name Ged war, seine Hand über ihre Hand, die den zerbrochenen Talisman hielt. Sie schaute überrascht auf und sah, wie das Leben und der Triumph seine Züge erstrahlen ließen. Sie erschrak und fürchtete sich vor ihm. »Du hast uns beide befreit«, sagte er. »Allein gewinnt niemand die Freiheit. Komm, laß uns keine Zeit vergeuden, so lange wir noch welche haben. Laß mich den Ring noch einmal sehen!« Sie hatte ihre Finger über den Silberstücken geschlossen; seiner Bitte gehorchend, öffnete sie ihre Hand und hielt sie ihm hin; die zerbrochenen Stellen berührten sich.

Er nahm sie nicht, sondern legte seine Finger darauf. Er sprach einige Worte, und Schweiß bedeckte plötzlich seine Stirn. Sie fühlte ein seltsames, schwaches Beben auf ihrer Handfläche, als hätte sich ein kleines, schlafendes Tier bewegt. Ged seufzte auf, seine Haltung entspannte sich, er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Hier«, sagte er und hob den Ring von Erreth-Akbe auf. Er schob ihn über die Finger ihrer rechten Hand, er ging gerade über die breiteste Stelle, und auf ihr Gelenk. »Hier«, sagte er und betrachtete ihn mit Befriedigung. »Er paßt. Es muß das Armband einer Frau oder eines Kindes gewesen sein.«

»Wird er halten?« murmelte sie nervös und befühlte den kühlen, feinen Reif an ihrem dünnen Arm.

»O ja, er wird halten. Ich konnte keine einfache Bindeformel, wie sie ein Zauberweib zum Kesselflicken benutzt, am Ring von Erreth-Akbe wirken. Ich mußte eine Formel der Formgebung verwenden, um ihn wieder ganz zu machen. Jetzt ist er wieder geschlossen, so als ob er noch nie zerbrochen gewesen wäre. Tenar, jetzt müssen wir aber gehen. Ich trage die Tasche und die Flasche. Nimm deinen Umhang. Noch etwas?«

Als sie nach dem Schloß an der Tür tastete, um sie auf zuschließen, sagte er: »Ich wollte, ich hätte meinen Stab«, und sie antwortete flüsternd: »Er ist hier, vor der Tür. Ich habe ihn mitgebracht.«

»Warum hast du ihn gebracht?« fragte er neugierig.

»Ich dachte …ich dachte, daß ich dich an die Tür bringen und dann fliehen lassen könnte.«

»Diese Wahl hattest du nicht. Du hättest mich als Sklave behalten und selbst Sklavin sein können, oder du konntest mich befreien und dich selbst mitbefreien. Komm, Kleines, habe Mut und dreh den

Schlüssel um!«

Sie drehte den Schlüssel mit dem Drachengriff im Schloß herum und öffnete die Tür in den niederen, dunklen Gang. Sie verließ den Großen Schatz der Gräber mit dem Ring von Erreth-Akbe am Arm, und der Mann folgte ihr.

Ein dumpfes Beben, ein Vibrieren, kein eigentliches Geräusch, war in dem Fels der Wände, des Bodens und der Decke spürbar. Es klang wie ferner Donner, wie ein riesiger Fall in weiter Ferne.

Die Haare standen ihr in die Höhe, und ohne zu überlegen, blies sie die Kerze in der Laterne aus. Sie spürte die Bewegung des Mannes hinter sich; seine ruhige Stimme sprach so nahe, daß sein Atem ihre Haare berührte: »Laß die Laterne hier. Ich kann Licht machen, wenn es nötig ist. Welche Tageszeit ist draußen?«

»Es war lange nach Mitternacht, als ich hierher kam.«

»Dann müssen wir uns beeilen.«

Aber er bewegte sich nicht. Es wurde ihr bewußt, daß sie vorangehen und führen mußte. Nur sie kannte den Weg aus dem Labyrinth, und er wartete, um ihr zu folgen. Sie begann den Rückweg, gebückt, denn der Gang war niedrig, aber sie schritt rüstig voran. Von den unsichtbaren Seitengängen her kam ein kalter Luftzug und ein scharfer Verwesungsgeruch, der Totengeruch der riesigen Höhle unter ihnen. Als der Gang höher wurde und sie aufrecht stehen konnte, verlangsamte sie ihre Schritte und zählte jeden einzelnen bis zum Schacht. Leichten Fußes, jede ihrer Bewegungen nachspürend, folgte er ihr auf dem Fuße. Als sie anhielt, blieb auch er sofort stehen.

»Hier ist der Schacht«, flüsterte sie. »Ich kann den Sims nicht finden. Nein, hier. Sei vorsichtig, die Steine bröckeln ab … Nein, nein warte — er ist locker …« Sie schob sich seitwärts wieder zurück, als die Steine unter ihren Füßen loszubrechen begannen. Der Mann ergriff sie beim Arm und hielt sie fest. Ihr Herz schlug heftig. »Der Sims ist nicht mehr fest, die Steine haben sich gelockert.«

»Ich werde etwas Licht machen und sie mir anschauen. Vielleicht kann ich sie mit dem richtigen Wort festigen. Hab keine Furcht, Kleines!«

Sie dachte daran, wie seltsam es war, daß er sie beim gleichen Namen nannte, bei dem Manan sie gerufen hatte. Als er ein schwaches Lichtlein am Ende seines Stabes hervorgebracht hatte, wie das Glühen faulenden Holzes oder wie ein Stern im Nebel, und auf den schmalen Sims neben dem schwarzen Abgrund trat, sah sie eine unförmige, dunkle Gestalt im Schatten der anderen Seite sich drohend erheben und erkannte Manan. Die Stimme blieb ihr in der Kehle stecken wie in einer Schlinge, und sie konnte nicht aufschreien.

Als Manan die Hand ausstreckte, um ihn von dem unsicheren Sims in den Schacht hinunterzustoßen, blickte Ged hoch und sah ihn.

Mit einem Schrei, Überraschung oder Wut, riß er den Stab hoch und hieb auf ihn ein. Beim Schrei war das Licht hell und durchdringend aufgeglüht und schien direkt ins Gesicht des Eunuchen. Manan riß seine Hand hoch, um seine Augen vor dem Licht zu schützen, sprang in voller Verzweiflung auf Ged zu, verfehlte ihn und stürzte in den Abgrund.

Er gab keinen Laut von sich, als er fiel. Kein Laut drang aus dem schwarzen Schacht empor, kein Laut eines aufschlagenden Körpers war vernehmbar, kein Laut des Todes, nichts. Ged und Tenar, vor Entsetzen erstarrt, knieten gefährlich nahe am Rand und horchten hinunter. Nichts war zu hören, alles blieb still.

Das Licht war nur noch ein grauer Fleck, kaum wahrnehmbar.

»Komm!« sagte Ged und streckte die Hand aus; sie ergriff sie, und mit drei großen, gewagten Schritten war sie auf der anderen Seite. Er löschte das Licht. Sie ging wieder voraus und führte. Sie konnte nichts fühlen, nichts denken. Nur nach einer Weile begann sie zu überlegen: *Muß ich rechts oder links gehen?*

Sie blieb stehen.

Ein paar Schritte hinter ihr stehend, fragte er leise: »Was ist los?«

»Ich habe den Weg verloren. Mach Licht!«

»Verloren?«

»Ich habe … ich habe mich bei den Abzweigungen verzählt.«

»Ich habe mitgezählt«, sagte er und kam etwas näher. »Links nach dem Schacht, dann rechts, dann wieder rechts.«

»Dann wieder rechts beim nächsten«, sagte sie automatisch, aber sie bewegte sich nicht. »Mach Licht!«

»Das Licht wird uns nicht den Weg weisen, Tenar!«

»Nichts wird uns den Weg weisen. Alles ist verloren. Wir sind verloren.«

Die tote Stille erwürgte ihr Flüstern, verzehrte es.

Sie spürte die Bewegung und Wärme des Mannes, der nahe bei ihr war in der Dunkelheit. Er suchte ihre Hand und hielt sie fest. »Geh weiter, Tenar, den nächsten Gang rechts.«

»Mach ein Licht!« flehte sie. »Die Gänge sind so verschlungen …«

»Ich kann nicht, ich habe keine Kraft übrig, Tenar. Sie sind … sie wissen, daß wir die Schatzkammer verlassen haben, daß wir am Schacht vorbei sind. Sie suchen uns, suchen unseren Willen, unseren Geist, damit sie ihn auslöschen, verschlingen können. Den muß ich wach halten, und meine ganze Macht konzentriert sich darauf. Ich muß ihnen widerstehen, mit dir, mit deiner Hilfe. Wir müssen weitergehen.«

»Kein Weg führt hinaus«, sagte sie, aber sie machte einen Schritt vorwärts. Dann einen weiteren, zögernd, als ob sich unter jedem Schritt das schwarze, hohle Nichts auftäte, die Leere unter der Erde.

Seine warme, feste Hand hielt die ihre umschlossen. Sie ging weiter.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie die Treppe erreichten. Die Stufen schienen steiler zu sein als zuvor, sie waren wie glitschige Kerben im Fels. Aber sie kletterte hinauf und ging dann etwas schneller, denn sie wußte, daß der geschwungene Gang sich nach der Treppe lang und ohne Abzweigung erstreckte. Ihre Finger, die sich an der linken Wand entlang getastet hatten, fühlten eine Öffnung linkerhand. »Hier«, murmelte sie, aber er zögerte, als ob etwas in ihren Bewegungen Zweifel in ihm erweckt hätte.

»Nein«, murmelte sie verwirrt, »nicht diese hier, die nächste links. Ich weiß es nicht mehr. Ich schaffe es nicht. Kein Weg führt hier hinaus.«

»Wir gehen in den Bemalten Raum«, sagte die ruhige Stimme aus der Dunkelheit. »Wie gelangen wir dorthin?«

»Links nach dieser Öffnung.«

Sie führte ihn weiter. Sie gingen den langen Umweg, an zwei falschen Abzweigen vorbei, und kamen in den Gang, der zum Bemalten Raum führte.

»Jetzt geradeaus«, sagte sie, und nun ging das Entwirren in der Dunkelheit schneller vor sich, denn diese Gänge, die zur eisernen Tür führten, waren ihr geläufig, schon hundertmal war sie hier gegangen; die seltsame Schwere, die auf ihr lag, konnte sie nicht durcheinanderbringen, solange sie nicht daran dachte. Aber die ganze Zeit kamen sie näher, näher zu dem, was so schwer auf ihr lag und sich an sie preßte; ihre Beine waren so müde, so schwer, daß sie ein- oder zweimal wimmerte vor Schmerz ob der Anstrengung, die es kostete, sie zu bewegen. Und der Mann neben ihr atmete tief und hielt den Atem an, immer wieder, wie jemand, dessen Körper einer furchtbaren Anstrengung ausgesetzt ist. Manchmal brach seine Stimme unterdrückt durch, mit einem Wort oder dem Fragment eines Wortes. So gelangten sie endlich an die eiserne Tür, und in plötzlichem Entsetzen streckte sie die Hand aus.

Die Tür war offen!

»Schnell«, sagte sie und zog ihren Gefährten durch. Auf der anderen Seite hielt sie an.

»Warum war sie offen?« fragte sie.

»Weil deine Gebieter deine Hände benötigen, um die Tür für sie zu schließen.«

»Jetzt kommen wir zum …« Ihre Stimme versagte.

»… zum Mittelpunkt der Dunkelheit. Ich weiß. Aber wir sind aus dem Labyrinth heraus. Welche Wege führen aus dem Untergrab hinaus?«

»Nur einer. Die Tür, durch die du gekommen bist, kann nicht von innen geöffnet werden. Der Weg hinaus führt durch das Untergrab

und durch Gänge zu einer Falltür in einem Raum hinter der Thronhalle.«

»Dann müssen wir diesen Weg nehmen.«

»Aber sie ist dort«, flüsterte das Mädchen. »Dort im Untergrab; im Gewölbe; sie schaufelt im leeren Grab herum. Ich kann nicht — ich kann nicht an ihr vorbeigehen!«

»Sie wird nicht mehr da sein.«

»Ich kann nicht dorthin gehen.«

»Tenar, ich halte in diesem Augenblick das Dach über unseren Köpfen hoch. Ich halte die Wände zurück, damit sie nicht auf uns stürzen. Ich halte den Boden unter unseren Füßen geschlossen. Das tue ich schon, seit wir den Schacht verlassen haben, wo ihr Diener auf uns gewartet hat. Wenn ich das Erdbeben im Zaum halten kann, fürchtest du dich, mit mir an einer menschlichen Seele vorbeizugehen? Vertraue mir, wie ich dir vertraut habe. Komm jetzt mit mir!« Sie ging vorwärts.

Der endlose Gang wurde weiter. Das Gefühl, in einem großen Raum zu sein, überkam sie. Sie hatten das Gewölbe unter den Steinen betreten.

Sie tasteten sich an der Wand entlang. Tenar war nur ein paar Schritte weit gegangen, als sie stehenblieb. »Was ist das?« murmelte sie kaum hörbar. In der schwarzen, riesigen, toten Luftleere war ein Geräusch vernehmbar: ein Zittern, ein Beben, ein Laut, der vom Blut gehört, von den Knochen gespürt wurde. Die von der Zeit selbst gemeißelten Wände unter ihren Fingern pulsierten, dröhnten.

»Geh weiter«, die Stimme des Mannes klang brüchig, fast erstickt. »Beeil' dich, Tenar!«

Als sie vorwärts stolperte, flehte sie in ihrem Herzen, das so dunkel, so bebend wie das unterirdische Gewölbe selbst war: »Vergebt mir! Oh, meine Gebieter, oh, ihr Namenlosen, ihr Ewigen, vergebt mir, vergebt mir!«

Doch sie erhielt keine Antwort. Es gab keine Antwort. Noch nie hatte es eine Antwort gegeben.

Sie kamen zum Gang unter der Halle, kletterten die Stufen hinauf und erreichten die letzte Stufe und die Falltür über ihnen. Sie war geschlossen, so wie sie die Tür immer hinter sich ließ. Sie drückte die Feder, um sie zu öffnen. Sie öffnete sich nicht.

»Sie ist kaputt«, sagte sie. »Sie geht nicht auf, sie ist verschlossen.«

Er kam herauf zu ihr und stemmte seinen Rücken gegen die Tür. Sie bewegte sich nicht.

»Sie ist nicht verschlossen, sondern etwas Schweres liegt auf ihr.«

»Kannst du sie aufbekommen?«

»Vielleicht. Ich nehme an, daß sie dort wartet. Hat sie Männer bei sich?«

»Duby und Uahto, vielleicht noch andere Wärter … Männer dürfen hier nicht herkommen.«

»Ich kann nicht gleichzeitig einen Öffnungszauber wirken, mich gegen Leute wehren, die auf uns warten und dem Willen der Dunkelheit widerstehen«, sagte er, und seine Stimme klang ruhig und abwägend. »Wir müssen die andere Tür versuchen, die zwischen den Felsen, durch die ich hereinkam. Weiß sie, daß diese Tür nicht von innen geöffnet werden kann?«

»Ja, das weiß sie. Sie hat es mich einmal versuchen lassen.«

»Dann rechnet sie nicht damit. Komm, Tenar!«

Sie war auf die Steintreppe gesunken, die erbebte und summte wie eine Riesensehne, die in der Tiefe unter ihr gespannt wurde.

»Woher kommt dieses Zittern?«

»Komm!« sagte er, und seine Stimme war so bestimmt, so fest, daß sie ihm gehorchte und die Treppe und Gänge zurückschlich, zurück zu dem fürchterlichen Gewölbe.

Am Eingang fiel ein Gewicht voll abgrundtiefen, blinden Hasses auf sie, das sie zu Boden drückte wie das Gewicht der Erde selbst, so daß sie sich niederkauerte und ohne es zu wissen aufschrie: »Sie sind hier! Sie sind hier! …«

»Dann laß sie wissen, daß wir hier sind!« sagte der Mann, und von seinem Stab und von seinen Händen sprang ein Licht auf, dessen heller weißer Glanz in Tausenden und aber Tausenden von Funken an den Diamanten der Decke und den Wänden zersprühte; und durch diese Lichterpracht flohen die beiden, quer durch das Gewölbe; ihre Schatten glitten über die weißen Spitzbögen, die glitzernden Nischen, das leere, offene Grab. Sie rannten zu dem niedrigen Gang, in den Gang hinein, bückten sich tief, sie voran, er dichtauf folgend.

Und dort im Gang dröhnte der Fels, bewegte sich mahlend unter ihren Sohlen. Doch das Licht umgab sie noch, leuchtete ihnen noch. Als sie die tote Felswand vor sich sah, hörte sie durch das Krachen und Bersten der Erde seine Stimme ein Wort sagen, und als sie auf die Knie fiel, schlug der Stab über ihrem Kopf gegen den roten Fels der geschlossenen Tür. Der Fels glühte weiß auf, als stünde er im Feuer, und brach auseinander.

Draußen wölbte sich der Himmel über sie, bleich vor der kommenden Morgenröte. Ein paar weiße Sterne standen hoch darin in kühlem Feuer.

Tenar sah die Sterne und fühlte den süßduftenden Wind, der ihr Gesicht berührte. Tenar schauderte zusammen und blieb auf Händen und Knien zwischen Himmel und Erde liegen.

Der Mann, eine fremde, dunkle Gestalt im ungewissen Licht vor dem Morgengrauen, wandte sich um und zog sie am Arm, damit sie aufstehe. Sein Gesicht war schwarz und verzerrt wie das Gesicht eines

Dämons. Sie kauerte und krümmte sich weg von ihm und kreischte mit einer fremden Stimme, als hätte sie eine tote Zunge in ihrem Mund: »Nein! Nein! Rühr mich nicht an … Laß mich los … Geh fort!« Und sie duckte sich und schlängelte sich zu dem zerbröckelnden, grausamen Mund der Gräber hin.

Sein fester Griff lockerte sich. Er sprach mit ruhiger Stimme: »Tenar, im Namen des Reifens, den du am Arm trägst, gebiete ich dir zu kommen!«

Sie sah das Licht der Sterne auf dem silbernen Ring an ihrem Arm. Ihre Augen darauf geheftet, erhob sie sich taumelnd. Sie reichte ihm die Hand, und zusammen gingen sie fort. Sie konnte nicht schnell gehen. Sie gingen den Hügel hinunter. Aus dem schwarzen Mund zwischen den Steinen hinter ihnen ertönte ein langgezogenes Stöhnen und Heulen voll Haß und Klage. Steine fielen rings um sie herum zur Erde. Der Boden erzitterte. Sie gingen weiter, ihre Augen waren noch immer fest auf das Funkeln der Sterne gerichtet, das sich auf ihrem Armreif spiegelte.

Sie befanden sich jetzt in dem schwach erhellten Tal westlich der Stätte. Ihr Weg führte leicht bergauf, und plötzlich hieß der Mann sie, sich umzudrehen: »Schau …«

Sie wandte sich um und schaute. Sie standen jetzt auf der anderen Seite des Tales, auf einer Höhe mit den Grabsteinen, den neun großen Monolithen, die über dem Gewölbe der Diamanten und Gräber standen oder lagen. Die Steine, die standen, begannen sich jetzt zu bewegen. Sie zuckten und ruckten und lehnten sich langsam zur Seite, wie die Masten von sinkenden Schiffen. Einer von ihnen schien sich zu recken, schien höher zu werden, doch dann, plötzlich, schien ihn etwas von innen heraus zu schütteln, und er fiel zur Seite. Ein anderer fiel quer darüber und zerbarst. Die Kuppel der Thronhalle hinter den Steinen, die sich schwarz vor dem gelben Licht im Osten abhob, begann zu erbeben. Die Wände rundeten sich nach außen. Der ganze riesige, schadhafte Bau aus Stein und Mörtel änderte seine Form, wie Lehm unter fließendem Wasser, und mit einem mächtigen, lauten Stöhnen und einem Prasseln von Splittern rutschte er zur Seite und sank in sich zusammen. Staub wallte auf. Der Boden des Tales kräuselte sich und begann zu zucken; wie eine Welle lief das Beben den Hügel hinauf, und ein großer Spalt öffnete sich zwischen den Grabsteinen, ein riesenhaftes Maul der darunter liegenden Finsternis, aus dem Staub wie träger grauer Rauch aufquoll. Die noch stehenden Steine fielen hinein und wurden verschlungen. Mit einem furchtbaren Krachen, dessen Echo der Himmel selbst zurückzuwerfen schien, schlossen sich die unförmigen schwarzen Lippen, und der Spalt wurde zusammengedrückt. Die Hügel erzitterten noch einmal und kamen dann zur Ruhe.

Sie wandte den Blick von dem grauenhaften Erdbeben ab zum Gesicht des Mannes an ihrer Seite, das sie noch nie im Tageslicht gesehen hatte. »Du hast es zurückgehalten.« Ihre Stimme klang dünn, wie ein Wind im Ried, nach dem mächtigen Brüllen und Stöhnen der Erde. »Du hast das Erdbeben, den Zorn der Dunklen Mächte, zurückgehalten.«

»Wir müssen weitergehen«, sagte er und wandte sich vom Sonnenaufgang und von den Ruinen der Stätte ab. »Ich bin müde, mir ist kalt …« Er strauchelte vor Erschöpfung, als sie weitergingen, und sie hielt ihn am Arm fest. Keiner von ihnen konnte schnell gehen, beide schleppten sie sich dahin. Langsam, wie zwei kleine Spinnen, quälten sie sich den langen, hohen Hang des Berges hinauf, bis sie oben auf dem trockenen Boden des Gipfels standen, der hellgelb war vom Licht der aufgehenden Sonne und gestreift von dem langen, spärlichen Schatten des Salbeis. Vor ihnen erhoben sich die Berge des Westens, deren Flanken noch in violette Schatten gehüllt waren, deren obere Hänge aber bereits im goldenen Licht erglänzten. Die beiden hielten kurz an, dann schritten sie über den Kamm des Hügels und verschwanden aus dem Blickfeld der Stätte.

11
DIE BERGE IM WESTEN

Tenar erwachte aus schweren Träumen, die sie an dunkle Orte geführt hatten, auf Pfade, die sie so lange beschritten hatte, daß ihr Fleisch von den Knochen gefallen war und sie die Elle und Speiche ihres Unterarms schwach in der Dunkelheit ausmachen konnte. Sie öffnete die Augen ins goldene Licht des Tages und sog den herben Duft des Salbeis ein. Eine Glückseligkeit erfüllte sie, ein Wonnegefühl durchrieselte ihren Körper, und sie setzte sich auf, streckte ihre Arme, die in den schwarzen Ärmeln ihres Umhangs steckten, und blickte mit hellem Vergnügen um sich.

Es war Abend. Die Sonne war schon hinter den Bergen, die nahe und hoch im Westen standen, versunken, aber ihr Schein ergoß sich noch über Himmel und Erde, über einen weiten, klaren, winterlichen Himmel, über ein weites, leeres, goldenes Land, unterbrochen von Bergen und breiten Tälern. Der Wind hatte sich gelegt. Es war kalt und ganz still. Nichts bewegte sich. Die Blätter des Salbeis neben ihr waren grau und trocken, die Stengel von verdorrten, winzigen Wüstenkräutern stachen ihre Hand. Die schweigende, allumfassende Lichterpracht lag auf jedem Zweig, auf jedem dürren Blatt und Stengel, auf den Hügeln, in der Luft.

Sie blickte nach links und sah den Mann fest schlafend auf dem Boden neben sich liegen, in seinen Umhang gewickelt und mit einem Arm unter dem Kopf. Sein Gesicht sah selbst im Schlaf streng, beinahedüster aus, doch seine linke Hand lag entspannt neben einer kleinen Distel, die noch ihren grauen, dünnen Mantel aus leichtem Flaum und ihre schützenden, winzigen Stacheln trug. Der Mann und die kleine Wüstendistel; die Distel und der schlafende Mann …

Die Macht des Mannes war so groß wie die der Urmächte, ja sie war ihnen sogar verwandt. Er sprach mit Drachen und hielt mit seinem Wort das Erdbeben im Zaum. Und hier lag er schlafend auf dem Boden, und eine kleine Distel wuchs neben seiner Hand. Es war alles sehr merkwürdig. DasLeben hier auf der Erde war etwas viel Größeres, viel Seltsameres, als sie es sich je hätte träumen lassen. Die Lichterpracht des Himmels berührte kurz sein staubiges Haar und ließ die Distel golden aufleuchten.

Das Licht erlosch langsam. Die Kälte verschärfte sich. Tenar stand auf und begann trockenen Salbei und Reisig zu sammeln. Sie brach dürre Äste ab, die klein, aber für ihre Verhältnisse genauso knorrig und stark wie Eichenäste waren. Sie hatten hier gegen die Mittagszeit angehalten, als es warm geworden war und sie zu erschöpft waren,

um weiterzugehen. Ein paar niedrige Wacholderbüsche und der westliche Hang des Kammes, den sie gerade herabgestiegen waren, boten genügend Schutz. Sie hatten etwas Wasser aus der Flasche getrunken und sich zum Schlafen niedergelegt.

Unter den niedrigen Bäumen fand sie einen Armvoll Reisig. In der geschützten Ecke eines Felsen, der halb in der Erde steckte, scharrte sie eine kleine Grube und legte ihre Zweige kunstgerecht übereinander. Sie zündete sie mit ihrem einfachen Feuerzeug aus Stein und Stahl an. Die dürren Blätter und Zweige fingen sofort Feuer. Die trockenen Zweige blühten auf zu rosigen Flammen und dufteten nach Harz. Um das Feuer herum schien es jetzt ganz dunkel zu sein; an dem überwältigenden Himmel begannen die Sterne zu funkeln.

Das Knistern des Feuers weckte den Schlafenden. Er setzte sich auf und rieb die Hände über sein staubiges Gesicht; schließlich stand er steif auf und kam näher.

»Ich weiß nicht …«, sagte er verschlafen.

»Ich weiß, aber wir können die Nacht hier nicht ohne Feuer überstehen. Es wird hier sehr kalt.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Außer du kannst irgendwelche Magie wirken, die uns warm hält, oder die das Feuer verbirgt …«

Er setzte sich ans Feuer, seine Füße berührten es fast, und hielt seine Knie mit den Armen umschlungen: »Brrr«, sagte er. »Ein Feuer ist viel besser als Magie. Ich habe einen kleinen Illusionszauber gewirkt: wenn jemand vorbeikommt, sehen wir aus wie Steine und Stöcke. Was meinst du? Werden sie uns verfolgen?«

»Ich fürchte es, aber ich glaube es nicht. Nur Kossil wußte, daß du hier bist, Kossil und Manan, und beide sind tot. Sie war sicherlich in der Halle, als diese einstürzte. Sie hat an der Falltür gewartet. Und die anderen, die glauben, daß ich in der Halle oder in den Gräbern war und im Erdbeben umgekommen bin.« Auch sie hielt ihre Knie umschlungen und schauderte zusammen. »Hoffentlich sind die anderen Gebäude nicht zusammengefallen. Man konnte es nicht richtig vom Hügel aus sehen, zu viel Staub war in der Luft. Die Tempel und Häuser sind doch bestimmt nicht alle zusammengebrochen, und hoffentlich nicht das Großhaus, in dem alle Mädchen schlafen.«

»Ich glaube nicht. Die Gräber haben sich selbst verschlungen. Als wir uns abwandten, sah ich noch das Golddach irgendeines Tempels stehen. Und am Fuß des Hügels rannten Leute herum.«

»Was werden die wohl gesagt und gedacht haben … Arme Penthe! Vielleicht muß sie jetzt Hohepriesterin des Gottkönigs werden. Und sie war diejenige, die fortlaufen wollte, nicht ich. Jetzt läuft sie vielleicht wirklich davon.« Tenar lächelte. Ein tiefes, frohes Gefühl erfüllte sie, das keine Gedanken an Dunkles, Trostloses

aufkommen ließ; es war die gleiche Glückseligkeit, die in ihr aufgestiegen war, als sie im goldenen Licht des Tages erwachte. Sie machte die Tasche auf und entnahm ihr zwei kleine, flache Laibe. Einen reichte sie Ged über das Feuer zu, in den anderen biß sie selbst. Das Brot war zäh und sauer und schmeckte gut. Sie kauten eine Weile ohne zu reden. »Wie weit ist es bis zum Meer?«

»Ich brauchte zwei Tage und zwei Nächte, als ich hierherkam. Nun wird es etwas länger dauern.«

»Ich bin stark«, sagte sie.

»Stimmt, und tapfer bist du auch. Aber dein Gefährte ist müde«, sagte er lächelnd. »Und wir haben nicht zuviel Brot.«

»Werden wir Wasser finden?«

»Ja, morgen, in den Bergen.«

»Kannst du Essen für uns finden?« fragte sie etwas unsicher und schüchtern.

»Um zu jagen, braucht man Zeit und Waffen.«

»Ich meinte — weißt du — mit Zaubersprüchen.«

»Ich kann einen Hasen herbeirufen«, sagte er und stocherte mit einem knorrigen Wacholderstab im Feuer herum. »Die kommen jetzt rings um uns herum aus ihren Löchern heraus. Das tun sie abends immer. Wenn ich einen beim Namen riefe, würde er kommen. Aber könntest du einen Hasen, den du zu dir gerufen hast, fangen, töten, sein Fell abziehen und braten? Vielleicht, wenn du am Verhungern bist. Es käme einem Vertrauensbruch gleich — meiner Ansicht nach.«

»Ja. Weißt du, ich dachte, du könntest ganz einfach …«

»… eine Mahlzeit herbeizaubern«, sagte er. »Oh, natürlich könnte ich das. Auf goldenen Tellern, wenn du möchtest. Aber das ist Illusion, und wenn du Illusionen ißt, bist du danach hungriger als zuvor. Es ist ungefähr so nahrhaft, wie wenn du deine eigenen Worte verschlucktest.« Sie sah seine weißen Zähne kurz im Feuerschein aufblitzen.

»Deine Magie ist merkwürdig«, stellte sie fest, und jetzt sprach Priesterin zu Magier, die sich auf einer Stufe mit ihm fühlte. »Sie scheint nur für außerordentliche Ereignisse nützlich zu sein.«

Er legte mehr Holz aufs Feuer, und es flammte hell auf und verbreitete mit Funken und Knistern einen Duft von Wacholder.

»Kannst du wirklich einen Hasen herbeirufen?« wollte sie plötzlich wissen.

»Soll ich einen rufen?«

Sie nickte.

Er wandte sich vom Feuer ab und sprach leise in die sternenhelle Nacht hinein: *»Kebbo …* o *Kebbo …«*

Stille; kein Laut; keine Bewegung. Sachte, ganz sachte, an der äußersten Grenze des flackernden Lichtkreises, erschien nahe am

Boden ein rundes, blankes Auge, wie ein schwarzer Kiesel, ein gerundeter, flaumiger Rücken, ein langes, aufmerksam hochgerichtetes Ohr.

Ged sprach wieder. Das Ohr flatterte etwas, und plötzlich erhielt es einen Partner; als sich das kleine Tierchen umdrehte, konnte Tenar es einen Augenblick lang ganz sehen: ein kleiner, federnder, weicher Ball, der unbekümmert in die Dunkelheit davonhoppelte und verschwand.

»Oh«, sagte sie und atmete tief aus. »Das war wunderschön.« Nach einer Weile fragte sie: »Kann ich das auch tun?«

»Hmmmm …«

»Es ist ein Geheimnis«, fügte sie rasch hinzu, wiederum mit Priesterinnenwürde.

»Der Name des Hasen ist ein Geheimnis. Zumindest sollte er nicht grundlos, zum Vergnügen, gebraucht werden. Aber die Macht zum Rufen, weißt du, das ist kein Geheimnis, das ist eine Gabe.«

»Oh«, sagte sie, »die hast du, das weiß ich!« Sie sprach mit tiefer Überzeugung, ehrlich und ohne verhüllende Ironie. Er blickte sie an, gab aber keine Antwort.

Der Kampf mit den Namenlosen hatte an seinen Kräften gezehrt, und er war noch sehr schwach. In den bebenden, grollenden Gängen hatte er seine Kräfte verbraucht. Obgleich er gewonnen hatte, blieb ihm wenig Stärke zum Frohlocken. Er rollte sich bald wieder zusammen, ganz nahe am Feuer, und schlief ein.

Tenar blieb sitzen und legte ab und zu Zweige nach und ließ ihre Augen von einem Ende bis zum anderen über den Winterhimmel schweifen. Sie schaute in das Gefunkel der Sternbilder, bis ihr zu schwindeln begann, ob der Schönheit und ob des Schweigens, und sie nickte ein.

Beide wachten zur gleichen Zeit auf. Das Feuer war niedergebrannt. Die Sterne, die sie gesehen hatte, waren inzwischen längst hinter den Bergen verschwunden, und neue waren im Osten aufgegangen. Die Kälte hatte sie geweckt, die trockene Kälte der Wüstennacht, und der Wind, der so schneidend wie ein eisiges Messer durch ihre Kleidung drang. Im Südwesten sah man den Schleier einer Wolke sich langsam nähern.

Ihr Holz war fast aufgebraucht. »Komm, gehen wir«, sagte Ged, »es ist nicht mehr lang bis zum Morgengrauen.« Seine Zähne schlugen so sehr aufeinander, daß sie ihn kaum verstehen konnte. Sie brachen auf und begannen den langen, leicht ansteigenden Hang im Westen hinaufzuklettern. Die Büsche und Felsen waren schwarz im Licht der Sterne, und sie konnten mühelos ihren Weg finden. Beide froren, aber bald wurde es ihnen wärmer durch das Gehen. Sie hörten auf zu frösteln und gingen leichter dahin. Bei Sonnenaufgang hatten sie die

untersten Hänge der Berge des Westens erreicht, die Tenars Leben bisher umgeben hatten.

Sie hielten unter einer Gruppe von Bäumen an, deren silbrige, dünne Blätter sich noch an den Zweigen befanden und sich leicht bewegten. Er sagte ihr, daß dies Espen seien. Sie kannte keine anderen Bäume als den Wacholder, die kümmerlichen Pappeln bei den Quellen und die vierzig Apfelbäume im Garten der Stätte. In den Blättern der Bäume piepste ein kleiner Vogel: »Diii, diii.« Unter den Bäumen floß ein schmaler, aber schneller Bach dahin, der sich schäumend seinen Weg über Steine und Geröll bahnte und der es zu eilig hatte, um einzufrieren. Tenar hatte fast Angst davor. Sie war an die Wüste gewöhnt, wo sich alles still und träge bewegte: der Fluß, der Schatten der Wolken, die kreisenden Geier.

Zum Frühstück teilten sie ein Stück Brot und das letzte Stückchen Käse miteinander, ruhten sich etwas aus und gingen dann weiter.

Am Abend waren sie hoch oben in den Bergen. Es war eiskalt, bedeckt und windig. Sie hielten im Tal eines anderen Flusses an, wo es Holz in Hülle und Fülle gab, und machten ein größeres Feuer, das sie verhältnismäßig warm hielt.

Tenar war glücklich. Sie hatte ein Versteck voll Nüsse gefunden, das von einem Eichhörnchen zusammengetragen und durch den Fall eines hohlen Baumes enthüllt worden war: ein paar Pfund Walnüsse und Nüsse mit einer glatten Schale, die Ged, der ihren kargischen Namen nicht kannte, *Nubir* nannte. Sie knackte eine nach der anderen zwischen einem flachen und einem anderen Stein, den sie als Hammer benutzte, auf, und gab jede zweite Nuß dem Mann zum Essen.

»Ich wollte, wir könnten hierbleiben«, sagte sie und blickte hinunter in das windige, vom Dämmerlicht erhellte Tal zwischen den Bergen. »Mir gefällt es hier.«

»Ja, hier ist es gut.« Er stimmte mit ihr überein.

»Niemand würde hierherkommen.«

»Nicht oft … Ich bin in den Bergen geboren«, sagte er, »auf dem Berge Gont. Wir werden an ihm vorbeisegeln, wenn wir die nördliche Route nach Havnor nehmen. Im Winter sieht er sehr eindrucksvoll aus, wenn er sich ganz weiß, wie eine Riesenwelle, aus dem Meer erhebt. Mein Dorf lag an einem Fluß, der genauso aussah wie dieser hier. Wo bist du geboren, Tenar?«

»Im Norden von Atuan, in Entat, glaube ich. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern.«

»So jung warst du, als sie dich deinen Eltern wegnahmen?«

»Ich war fünf. Ich erinnere mich an ein Feuer im Herd und … sonst nichts.«

Er rieb sich das Kinn, an dem ein spärlicher Bart sproß, das aber jetzt wenigstens sauber war, denn trotz der Kälte hatten sie sich in

dem Bergwasser gewaschen. Er sah nachdenklich und ernst drein. Sie blickte ihn an, und niemals hätte sie sagen können, was ihr Herz bewegte, als sie ihn im Licht des Feuers, in der Dämmerung zwischen den Bergen, ansah.

»Was wirst du in Havnor machen?« fragte er, und die Frage war an das Feuer, nicht an sie gerichtet. »Du bist — mehr als ich mir bewußt war — wirklich wiedergeboren.«

Sie nickte und lächelte ein bißchen. Sie fühlte sich wiedergeboren.

»Du solltest zumindestens die Sprache lernen.«

»Deine Sprache?«

»Ja.«

»Das würde ich gerne tun.«

»Gut. Also das ist *Kabat«,* sagte er und warf einen kleinen Stein in ihren Schoß auf den schwarzen Umhang.

»Kabat. Ist das die Drachensprache?«

»Nein, nein. Du willst doch keine Zauberformeln wirken, du willst mit anderen Männern und Frauen sprechen!«

»Was ist ›Stein‹ in der Drachensprache?«

»Tolk«, sagte er. »Aber ich mache keinen Zauberlehrling aus dir. Ich lehre dich die Sprache, die von den Leuten des Inselreiches, den Innenländern, gesprochen wird. Ich mußte deine Sprache auch lernen, bevor ich herkam.«

»Sie klingt komisch, wenn du sie aussprichst.«

»Zweifellos. Jetzt *Arkemni Kabat«,* und er streckte ihr seine Hand hin, damit sie ihm den Stein wiedergäbe.

»Muß ich nach Havnor gehen?« fragte sie.

»Wo möchtest du hingehen, Tenar?«

Sie zögerte.

»Havnor ist eine herrliche Stadt«, sagte er. »Und du bringst ihnen den Ring, das Friedenszeichen, die verlorene Rune. Sie werden dich in Havnor wie eine Prinzessin empfangen. Sie werden dich ehren für die große Gabe, die du ihnen bringst, sie werden dich willkommen heißen und sie werden dir alles zuliebe tun. In der Stadt wohnen edle und großzügige Menschen. Sie werden dich die Weiße Dame nennen, wegen deiner hellen Haut, und sie werden dich gernhaben, weil du so jung bist; und weil du so schön bist. Du wirst Hunderte von den Gewändern haben, wie ich dir eines durch Illusion gezeigt habe, nur diesmal werden es wirkliche Gewänder sein. Sie werden dich preisen, sie werden dir dankbar sein, sie werden dich lieben, dich, die nur Einsamkeit und Neid und die Dunkelheit gekannt hat.«

»Manan war da«, sagte sie einschränkend, und ihre Lippen begannen zu zittern. »Er mochte mich und war immer lieb zu mir, immer. Er hat mich beschützt, so wie er es halt verstanden hat, und

dafür habe ich ihn getötet, in den schwarzen Schacht ist er gefallen. Ich will nicht nach Havnor gehen. Ich will nicht dorthin gehen. Ich will hierbleiben.«

»Hier — auf Atuan?«

»Hier in den Bergen. Wo wir jetzt sind.«

»Tenar«, sagte er mit seiner ernsten, ruhigen Stimme, »wenn du willst, dann bleiben wir hier. Ich habe kein Messer und wenn es schneit, wird es schwierig werden. Aber so lange wir Nahrung finden …«

»Nein, ich weiß, daß wir nicht hierbleiben können. Ich bin nur kindisch«, sprach Tenar, stand auf, und die Nußschalen fielen um sie auf die Erde. Sie legte neues Holz aufs Feuer. Sie stand schmal und kerzengerade in ihrem beschmutzten Kleid und schwarzen Umhang da. »Alles, was ich kann und weiß, nutzt mir jetzt nichts«, sagte sie. »Und ich habe nichts anderes gelernt. Ich werde es zu lernen versuchen.«

Ged zuckte zusammen und blickte weg, als litte er Schmerzen.

Am nächsten Tag überschritten sie den höchsten Kamm des lohfarbenen Gebirges. Oben auf dem Paß schneite es leicht, und ein eisiger Wind schlug ihnen ins Gesicht, so daß sie fast nichts sehen konnten. Erst als sie ein geraumes Stück auf der anderen Seite hinabgestiegen und aus dem Schneegestöber der Höhe herausgekommen waren, sah Tenar das Land jenseits der Bergkette vor sich liegen. Grün breitete es sich vor ihr aus — das Grün der Tannen, der Weiden, der Felder und der Wiesen. Selbst jetzt, mitten im Winter, unter kahlen Büschen und Wäldern voll grauer Äste sah das Land in dem milden Klima zartgrün aus. Sie standen an einer Geröllhalde, hoch am Berg, und schauten hinab. Wortlos deutete Ged nach Westen, wo die Sonne hinter einer dunklen, aufgebauschten Wolke unterging. Sie selbst war nicht zu sehen, doch am Horizont war ein glitzernder Streif, ähnlich dem Kristallgefunkel an der Decke und der Wand des Gewölbes, ein beglückendes Strahlen am Rande der Welt.

»Was ist das?« fragte sie, und er antwortete: »Das Meer.«

Kurz danach sah sie etwas weniger Wunderbares, aber doch auch wunderbar genug. Sie stießen auf eine Straße und gingen sie entlang. Als die Dämmerung hereingebrochen war, erreichten sie ein Dorf: zehn bis zwölf Häuser, an der Straße entlang aufgereiht. Als es ihr bewußt wurde, daß sie sich unter Menschen befanden, blickte sie bestürzt auf ihren Gefährten. Sie schaute und sah ihn nicht. Neben ihr, in Geds Kleidung, in seinem Gang, in seinen Schuhen, wanderte ein fremder Mann. Seine Haut war weiß, sein Bart verschwunden. Er blickte sie an, seine Augen waren blau und zwinkerten ihr zu.

»Meinst du, ich führe sie hinters Licht?« fragte er. »Wie gefällt dir

dein Kleid?«

Sie blickte an sich hinunter. Sie trug einen ländlichen braunen Rock und eine Jacke; um ihre Schultern lag ein großes rotes wollenes Tuch.

»Oh«, sagte sie und blieb wie angewurzelt stehen. »Oh, du bist aber — du *bist* Ged!« Als sie seinen Namen aussprach, sah sie ihn ganz klar, sein dunkles, vernarbtes Gesicht, das ihr vertraut war, seine dunklen Augen; doch hier stand der Fremde mit dem Milchgesicht.

»Sag nie meinen wahren Namen, wenn andere Leute dabei sind. Ich werde auch deinen nicht gebrauchen. Wir sind Bruder und Schwester und kommen von Tenakbah. Und jetzt, glaube ich, werde ich um etwas Essen bitten, wenn ich ein freundliches Gesicht sehe.« Er ergriff ihre Hand, und sie betraten das Dorf.

Am nächsten Morgen, gesättigt und nach einer geruhsamen Nacht auf dem Heuboden einer Scheune, verließen sie das Dorf.

»Müssen Magier oft betteln?« fragte Tenar, als sie sich auf dem Weg zwischen grünen Wiesen befanden, auf denen Ziegen und kleine, scheckige Kühe weideten.

»Warum willst du das wissen?«

»Es schien dir nichts auszumachen; du hast es sogar sehr gut gekonnt.«

»Ja, weißt du, ich habe mein ganzes Leben lang gebettelt, wenn man so will. Zauberer besitzen nicht viel. Wenn sie auf der Wanderschaft sind, haben sie sowieso nur ihren Stab und ihre Kleidung. Die meisten Leute freuen sich, wenn ein Zauberer sie um Essen oder um Unterkunft bittet. Sie machen es meist wieder wett.«

»Wie?«

»Na, nimm die Frau im Dorf; ich habe ihre Ziegen geheilt.«

»Was hatten sie?«

»Beide hatten entzündete Euter. Als ich klein war, habe ich Ziegen gehütet.«

»Hast du ihr gesagt, daß du sie geheilt hast?«

»Nein. Wie konnte ich das tun? Und warum sollte ich es tun?«

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Jetzt weiß ich, daß deine Künste nicht nur für große Dinge gut sind.«

»Gastfreundschaft«, sagte er, »Herzlichkeit einem Fremden gegenüber, das sind sehr große Dinge. Sich bedanken hätte genügt, natürlich. Aber mir haben auch die Ziegen leid getan.«

Am Nachmittag erreichten sie eine größere Stadt. Sie war aus Backstein gebaut und ringsum, wie es im Kargadreich üblich war, von einer Stadtmauer mit Schießscharten umgeben, die an jeder der vier Ecken einen Wachtturm und nur ein einziges großes Tor hatte, durch das ein Hirte gerade seine Schafe trieb. Die roten Ziegeldächer von hundert oder noch mehr Häusern lugten hinter der Mauer aus

gelblichem Backstein hervor. Zwei Posten mit roten Federbüschen auf den Helmen, die im Dienst des Gottkönigs standen, hielten Wache am Tor. Tenar kannte diese Uniformen. Einmal im Jahr waren Männer in solchen Uniformen an die Stätte gekommen, um Sklaven oder Geld zum Tempel des Gottkönigs als Gabe zu bringen. Als sie im Vorbeischreiten Ged davon erzählte, sagte er: »Ich habe sie auch schon gesehen, als ich noch ein Junge war. Sie kamen nach Gont, um zu plündern und zu rauben. Aber sie wurden vertrieben. Und in Armünde kam es zur Schlacht, und viele sind gefallen. Hunderte, sagt man. Na, jetzt, nachdem die Rune wieder ganz ist, gibt es vielleicht keine Raubzüge und kein Töten mehr zwischen dem Kargadreich und den Innenländern.«

»Es wäre dumm, wenn das nicht aufhören würde«, stimmte Tenar zu. »Was würde denn der Gottkönig mit all den Sklaven tun?«

Ihr Gefährte schien über ihre Worte nachzudenken. »Du meinst, wenn das Kargadreich die Innenländer besiegen würde?« Sie nickte.

»Ich glaube nicht, daß dies je passieren würde.«

»Aber schau doch her, wie stark das Reich ist — diese große Stadt mit ihrer Mauer und all die Männer. Wie könnten eure Länder dem widerstehen, wenn sie angegriffen würden?«

»Das ist keine große Stadt«, sagte er behutsam und freundlich. »Ich hätte sie auch als riesig angesehen, wenn ich gerade von meinem Berg heruntergekommen wäre. Aber in der Erdsee gibt es viele, viele Städte, und verglichen mit diesen ist das hier eine Kleinstadt. Es gibt viele, viele Länder. Du wirst sie sehen, Tenar.«

Sie erwiderte nichts. Sie ging neben ihm, und ihr Gesicht war verschlossen.

»Es ist ganz wunderbar, wenn man sie zum ersten Mal sieht: ein neues Land, eine neue Insel, die sich langsam aus dem Meer hebt, wenn man sich mit dem Boot nähert. Dann sieht man die Wiesen und Felder und Wälder, die Städte mit ihren Höfen und Palästen, die Märkte, wo alles, was es auf dieser Welt gibt, feilgeboten wird.«

Sie nickte. Sie wußte, daß er sie ermuntern wollte, aber sie hatte ihr Glück oben in den Bergen gelassen, dort in dem Flußtal, das im Dämmerlicht lag. In ihrem Herzen war Furcht, und diese Furcht wuchs täglich. Alles, was vor ihr lag, war ihr unbekannt. Sie kannte nichts außer der Wüste und den Gräbern. Und was nutzte ihr das jetzt? Sie kannte die Gänge eines Labyrinths, das in Trümmern lag, sie kannte die Tänze, die vor einem zerstörten Altar getanzt wurden. Sie wußte nichts von Wäldern, Städten oder den Herzen der Menschen.

Sie fragte plötzlich: »Wirst du dort bei mir bleiben?«

Sie blickte ihn nicht an. Er schritt noch immer als weißhäutiger, kargischer Landmann neben ihr her, und er gefiel ihr nicht in dieser Verstellung. Aber seine Stimme war geblieben, es war die gleiche, die

in der Dunkelheit des Labyrinths zu ihr gesprochen hatte.

Er ließ sich Zeit mit der Antwort. »Tenar, ich gehe dorthin, wohin ich gesandt werde. Ich folge meinem Ruf. Bis jetzt war es mir nicht vergönnt, lange an demselben Ort zu verweilen.

Verstehst du das? Ich tu, was ich tun muß. Dort, wohin ich gehe, muß ich allein gehen. Solange du mich brauchst, bleibe ich in Havnor. Und wenn du mich je wieder brauchst, dann rufe mich. Ich werde kommen. Selbst aus dem Grab würde ich kommen, wenn du mich rufst, Tenar! Aber ich kann nicht bei dir bleiben.«

Sie erwiderte nichts. Nach einer Weilefügte er hinzu: »Du wirst mich dort nicht lange brauchen. Du wirst dort glücklich sein.«

Sie nickte. Sie verstand ihn und sie nahm hin, was er ihr sagte.

Nebeneinander schritten sie dem Meer zu.

12
DIE FAHRT ZUR SEE

Er hatte sein Boot in einer kleinen Höhle am Fuß eines großen felsigen Vorgebirges versteckt, das von den benachbarten Dorfbewohnern das Wolkenkap genannt wurde. Zum Abendessen hatte ihnen einer der Bewohner einen Teller Fischsuppe gegeben. Im letzten Licht des grauen Tages kletterten sie über die Klippen zum Strand hinunter. Die Höhle war nichts weiter als ein schmaler Spalt, der sich ungefähr zehn Meter in den Fels hinein erstreckte. Der Sandboden war feucht, denn er lag nur wenig höher als die Flut. Man konnte den Eingang der Höhle vom Wasser aus sehen, und Ged meinte, daß es besser wäre, wenn sie kein Feuer anzündeten, denn es könnte die Fischer, die nachts zur See fuhren, neugierig machen und anlocken. So legten sie sich auf den Sand, der sich so weich anfühlte, aber steinhart war, wenn man seine todmüden Glieder darauflegte. Tenar hörte der Brandung zu, die ein paar Meter unterhalb des Eingangs gegen die Felsen züngelte und zischte, und die leise grollend kilometerlang am Strand östlich von ihnen vernehmbar war. Es hörte sich wie eine Wiederholung des gleichen Geräusches an, pausenlos, aber es war immer verschieden. Ruhelos, ohne abzusetzen, rollten die Wellen gegen das Ufer, gegen alle Küsten, gegen alle Länder dieser Welt. Nie rasteten sie, nie standen sie still. Die Wüste, die Berge: die standen still. Die brüllten nicht fortwährend mit dieser mächtigen dumpfen Stimme. Nie hörte das Meer auf zu reden, doch seine Sprache war ihr fremd. Sie verstand sie nicht.

Im ersten Licht des Morgens, als die Ebbe den Wasserspiegel gesenkt hatte, erwachte sie aus schweren Träumen und sah, wie der Zauberer die Höhle verließ. Sie beobachtete ihn, wie er barfuß, den Gürtel um seinen gerafften Umhang schnallend, auf den schwarzbehaarten Felsen unterhalb der Höhle herumlief und etwas suchte. Er kam zurück, den Eingang verdunkelnd, als er eintrat. »Hier«, sagte er und hielt ihr eine Handvoll nasser, scheußlicher Dinge entgegen, die wie lila Steine mit orangefarbenen Lippen aussahen.

»Was ist das?«

»Miesmuscheln, direkt vom Fels gepflückt. Und diese beiden hier, das sind Austern, die schmecken noch besser. Siehst du — so macht man das!« Mit dem kleinen Dolch von ihrem Schlüsselbund, den sie ihm in den Bergen geliehen hatte, öffnete er die orangefarbenen Muscheln und aß sie, mit dem Seewasser als Tunke.

»Du kochst die nicht vorher? Du ißt sie roh?«

Sie konnte ihm nicht zuschauen, wie er, verlegen, aber ohne sich

davon abhalten zu lassen, eine nach der anderen öffnete und aß.

Als er damit fertig war, ging er zurück in die Höhle zum Boot, das mit dem Bug nach vorne auf ein paar Treibholzstückchen ruhte, die es vor dem Sand schützten. Tenar hatte das Boot am vergangenen Abend bereits mißtrauisch und verständnislos betrachtet. Es war viel größer, als sie es sich vorgestellt hatte, mindestens dreimal so lang wie sie selbst. Es war gefüllt mit Geräten, deren Zweck ihr schleierhaft war, und es sah gefährlich aus. An jeder Seite seiner Nase, wie sie den Bug bezeichnete, waren zwei Augen gemalt, und im Halbschlaf hatte sie sich dauernd eingebildet, daß diese Augen sie anstarrten.

Ged kramte eine Weile im Boot herum und kam mit etwas zurück: einem Paket harten Brotes, das fest eingewickelt war, um es trocken zu halten. Er bot ihr ein großes Stück davon an.

»Ich habe keinen Hunger.«

Er blickte in ihr trotziges Gesicht.

Er wickelte das Brot wieder ein und tat es zurück, dann setzte er sich an den Eingang der Höhle. »Noch ungefähr zwei Stunden bis zur Flut«, sagte er. »Dann können wir fahren. Du hast schlecht geschlafen, warum schläfst du jetzt nicht ein bißchen?«

»Ich bin nicht schläfrig.«

Er gab ihr keine Antwort. Er saß mit untergeschlagenen Beinen am dunklen Felsentor und wandte ihr sein Profil zu. Die schimmernden Wellen des Meeres hoben und senkten sich hinter ihm, als sie ihn von der Tiefe der Höhle aus betrachtete. Er rührte sich nicht. Er war so regungslos wie der Felsen selbst. Eine Stille ging von ihm aus wie Ringe im Wasser, das von einem Stein berührt wurde. Sein Schweigen war kein Nichtreden, es war ein Ding an sich, es war wie das Schweigen der Wüste.

Eine geraume Zeit verstrich, dann stand Tenar auf und kam zum Eingang der Höhle. Er rührte sich nicht. Sie sah hinunter auf sein Gesicht. Es war wie eine Kupfermaske — starr und unbeweglich; die dunklen Augen waren offen, aber sie blickten nach unten, die Lippen waren entspannt. Er war so unerreichbar wie das Meer für sie. Wo befand er sich jetzt, welchen Pfaden folgte sein Geist? Sie würde ihm nie folgen können.

Er hatte sie gezwungen, ihm zu folgen. Er hatte sie bei ihrem Namen gerufen, und sie war aus der Dunkelheit gekommen und hatte sich an seiner Hand niedergekauert wie der kleine wilde Hase. Und jetzt, da er den Ring hatte, jetzt, da die Gräber in Trümmer lagen und ihre Priesterin für immer verloren war, jetzt brauchte er sie nicht mehr, jetzt verließ er sie und ging fort, wohin sie nicht folgen konnte. Er würde nicht bei ihr bleiben. Er hatte sie betrogen, er würde sie totunglücklich zurücklassen.

Sie beugte sich nieder und nahm mit einer hurtigen Bewegung

den kleinen Stahldolch, den sie ihm geliehen hatte, aus seinem Gürtel. Er saß da wie eine Statue und rührte sich nicht.

Die Dolchklinge war nur zehn Zentimeter lang und nur auf einer Seite scharf. Es war die Miniatur eines großen Opfer-Schwertes der Stätte. Es hatte zur Kleidung der Priesterin der Gräber gehört und mußte mit dem Schlüsselbund und einem Gürtel aus Roßhaar, zusammen mit anderen Objekten, an deren Bedeutung sich kein Mensch mehr erinnern konnte, getragen werden. Noch nie hatte sie den Dolch benutzt, nur in einem der Tänze, die in der dunklen Mondnacht getanzt wurden, mußte sie ihn in die Höhe werfen und vor dem Thron auffangen. Der Tanz hatte ihr gefallen, er war wild und hatte keine Begleitmusik außer dem Trommeln ihrer eigenen Füße. Wie oft hatte sie sich, als sie diesen Tanz geübt hatte, in den Finger geschnitten, bis sie endlich den Trick heraus hatte und jedesmal den Griff auffing. Die kleine Klinge war scharf, sie konnte einen Finger bis auf den Knochen durchschneiden, oder eine Schlagader am Hals. Sie diente ihren Gebietern noch immer, obwohl diese sie im Stich gelassen hatten. Sie würden ihre Hand leiten und ihr in ihrer letzten dunklen Handlung Kraft verleihen. Sie würden ihr Opfer entgegennehmen.

Sie drehte sich dem Mann zu, das Messer lag in ihrer rechten Hand hinter ihrer Hüfte verborgen. Als sie das tat, hob er langsam sein Gesicht hoch und blickte sie an. Auf seinen Zügen lag der Ausdruck eines Menschen, der weit gereist war und Furchtbares gesehen hatte. Sie waren ruhig, doch voll Schmerz. Als er hinaufschaute zu ihr und sie immer länger ansah, klärten sich seine Züge. Endlich sagte er: »Tenar«, so als ob er sie begrüßte, und berührte den durchbrochenen, verzierten Silberreif an ihrem Gelenk. Das tat er, als müßte er sich vergewissern, voll Zutrauen. Er übersah den Dolch in ihrer Hand völlig. Er blickte weg von ihr und schaute auf die Wellen, die gegen den Felsen schlugen, und sprach mit großer Anstrengung: »Es ist Zeit … daß wir gehen.«

Beim Klang seiner Stimme verflog ihr Zorn. Sie bekam Angst.

»Du läßt sie hinter dir zurück, Tenar. Jetzt bist du wirklich frei«, sagte er, und mit plötzlich wiedergekehrter Stärke sprang er auf. Er reckte sich und schnallte den Gürtel um seinen Umhang fester. »Hilf mir mit dem Boot. Es liegt auf Treibholz, das ich als Rollen benutzt hatte. So ist es gut, schieb …noch einmal …Jetzt, jetzt ist's genug. Mach dich fertig, hineinzuspringen, wenn ich sage ›spring!‹. Es ist nicht so einfach, von hier mit einem Boot auszulaufen. — Noch einmal! Jetzt ist's genug! Spring hinein!« — Und er sprang ihr nach und hielt sie fest, als sie vornüberfiel, und setzte sie auf den Boden. Dann, breitbeinig balancierend, ruderte er stehenden Fußes und ließ das Boot auf den Wogen der Ebbe hinausschießen zwischen den Felsen, vorbei an dem gischtumsprühten Ende des Vorgebirges, hinaus

aufs offene Meer.

Als sie weit genug vom seichten Wasser der Küste entfernt waren, zog er das Ruder ein und setzte den Mast. Das Boot sah jetzt, da sie drinnen saß und auf das Meer hinausschaute, sehr klein aus.

Er setzte das Segel. Allem Zubehör sah man an, daß es nicht mehr neu, doch sorgfältig in Stand gehalten war. Das rote Segel war ordentlich geflickt, und das Boot selbst war blitzblank und in einwandfreiem, wenn auch gebrauchtem Zustand. Es entsprach seinem Herrn: es war weit herumgekommen und hatte viel Unbill erfahren.

»Jetzt«, sagte er, »jetzt sind wir weg, jetzt sind wir endlich weg; wir haben es geschafft, Tenar. Spürst du es?«

Sie spürte es. Die dunkle Hand, die ihr Herz ihr ganzes Leben lang umklammert hielt, hatte sie freigegeben. Aber keine Seligkeit kam über sie, wie es in den Bergen geschehen war. Sie legte den Kopf auf die Arme und begann zu schluchzen, und ihre Wangen wurden salzig und naß. Sie weinte um die verlorenen Jahre ihres Lebens, die sie nutzlos im Dienst einer schrecklichen Macht gefront hatte. Sie weinte, und es schmerzte, denn die Freiheit tat weh.

Sie hatte begonnen zu lernen, daß Freiheit schwer wog, daß sie eine Bürde, eine große und seltsame Last war, die der Seele zugemutet wird. Leicht konnte sie nicht genommen werden. Sie ist keine Gabe, die gegeben wird, sondern eine Wahl, die getroffen wird, und die Wahl fällt oft schwer. Der Weg führt aufwärts, dem Licht entgegen, aber es kommt vor, daß der schwerbeladene Wanderer das Ende nie erreicht.

Ged ließ sie weinen und sprach kein tröstendes Wort. Auch als ihre Tränen versiegt waren und sie zurückschaute auf das niedere blaue Land, auf Atuan, redete er nicht. Seine Züge waren ernst und wachsam, als ob er sich allein im Boot befände. Er wachte über das Segel und das Steuer, war flink und ruhig in seinen Bewegungen und schaute unentwegt nach vorne.

Am späten Nachmittag, sie hielten auf die Sonne zu, deutete er rechts hinüber und sagte: »Dort liegt Karego-At«, und Tenar folgte seiner Hand und sah ferne Hügel, die wie Wolken aussahen — die große Insel des Gottkönigs. Atuan war hinter dem Horizont verschwunden. Ihr Herz war schwer. Die Sonne schlug ihr auf die Augen wie ein Goldhammer.

Ihre Abendmahlzeit bestand aus trockenem Brot und geräuchertem Fisch, an dem Tenar würgte, und Wasser aus dem Wasserbehälter, den Ged am vorhergehenden Abend an einem Bach am Strand des Wolkenkaps gefüllt hatte. Die Winternacht kam früh und war kalt auf dem Meer. Weit im Norden sahen sie eine Weile winzige Lichter blinken, gelbes Licht von Feuern in fernen Dörfern an der Küste von Karego-At. Sie verschwanden in dem Dunst, der vom

Meer aufstieg, und sie waren allein in der sternenlosen Nacht, über dem tiefen Meer.

Sie hatte sich im Heck des Bootes niedergelegt und zusammengerollt.Ged lag im Bug und benutzte den Wasserbehälter als Kissen. Das Boot glitt stetig dahin, kleine Wellen schlugen an seine Wände, obwohl der Wind nur wie ein schwacher Atem aus dem Süden blies. Hier draußen, weit weg von der Felsküste, schwieg das Meer; nur wenn es das Boot berührte, flüsterte es ein wenig.

»Wenn der Wind aus dem Süden bläst«, sagte Tenar flüsternd, weil das Meer auch flüsterte, »segeln wir dann nicht nach Norden?«

»Doch, außer wir kreuzen gegen den Wind. Aber ich habe einen magischen Wind in das Segel gerufen, der uns nach Westen treibt. Morgen früh werden wir uns nicht mehr in kargischen Gewässern befinden. Dann werde ich mit dem Wind der Welt segeln.«

»Steuert es sich selbst?«

»Ja«, erwiderte Ged ernsthaft, »vorausgesetzt, daß es die richtigen Anweisungen erhält. Es braucht nicht viele. Es war schon auf hoher See, weiter als die fernsten Inseln des Ostbereiches, und es war auf Selidor, wo Erreth-Akbe fiel, im fernsten Westen. Es ist ein weises, tüchtiges Boot, mein *Weitblick*. Du kannst ihm schon vertrauen.«

Das Mädchen lag im Boot, das von einer magischen Kraft über die Tiefe geleitet wurde, und blickte hinauf in die Dunkelheit. Ihr ganzes Leben lang hatte sie in Finsternis geblickt, doch dies hier war eine viel größere Finsternis, diese Nacht hier auf dem Meer. Hier gab es kein Ende, kein Dach. Diese Finsternis reichte weiter als die Sterne. Keine Macht der Erde konnte sie erschüttern; sie hatte bestanden, bevor es Licht wurde, und sie würde bestehen, nachdem alles Licht erloschen war; sie hatte bestanden, bevor es Leben gab auf dieser Welt, und sie würde weiterbestehen, nachdem alles Leben verschwunden war. Sie reichte bis jenseits des Bösen.

Sie sprach in die Dunkelheit hinein: »Die kleine Insel, wo man dir den Talisman gab, liegt die hier in diesen Gewässern?«

»Ja«, seine Stimme kam aus dem Dunkel. »Hier irgendwo; südlich, glaube ich. Ich würde sie nicht wiederfinden.«

»Ich weiß, wer die alte Frau war, die dir den Ring gegeben hat.«

»Du weißt es?«

»Man hat mir die Geschichte erzählt. Es gehört zum Wissen der Ersten Priesterin. Thar hat sie mir erzählt, das erste Mal in Kossils Gegenwart, und später ausführlicher, als wir allein waren. Das war das letzte Mal, daß sie mit mir gesprochen hat vor ihrem Tode. Ein adliges Geschlecht in Hupun hatte sich gegen die immer mächtiger werdenden Priester in Awabad erhoben. Der Stammvater des Geschlechts war König Thoreg, und unter den Schätzen, die er seinen Nachfahren hinterließ, war der halbe Ring von Erreth-Akbe.«

»So heißt es auch in den *Taten von Erreth-Akbe*. Es heißt … in deiner Sprache: ›Und als der Ring zerbrochen ward, blieb eine Hälfte in des Priesters Intathins Hand, die andere in des Helden Hand. Und der Hohepriester sandte die zerbrochene Hälfte zu den Namenlosen. Zu den Urmächten der Erde in Atuan, und sie verschwand im Dunkel, an Orten, die Menschen längst vergessen haben. Doch Erreth-Akbe legte seine Hälfte in die Hand des Mägdleins Tiarath, der Tochter des weisen Königs, und sprach: ›Möge sie im Licht des Tages, im Brautschatz des Mägdleins bleiben, möge sie in diesem Land bleiben, bis der Ring wieder geheilt werden kann.‹ So sprach der Held, bevor er nach dem Westen segelte.

Dann wurde die Ringhälfte wahrscheinlich von Tochter zu Tochter weitergegeben, durch all die vielen Jahre. Und sie war nicht verloren, wie deine Landsleute gedacht haben. Aber als die Hohepriester Priesterkönige wurden, und als die Priesterkönige das Reich schufen und sich Gottkönige nannten, wurde das Haus Thoregs immer ärmer und schwächer. Und ganz am Ende, so hat mir Thar erzählt, blieben nur noch zwei Kinder übrig, ein Junge und ein Mädchen. Der Gottkönig in Awabad, der damals regierte, war der Vater des jetzigen Gottkönigs. Er ließ die Kinder aus ihrem Palast in Hupun rauben, denn es wurde ihm prophezeit, daß ein Nachfahre von Thoreg von Hupun schließlich doch das Reich zu Fall bringen würde. Und davor hatte er Angst. Er veranlaßte, daß die Kinder geraubt und auf einer einsamen Insel mitten im Meer ausgesetzt wurden, und er ließ ihnen nichts außer ihrer Kleidung und etwas Nahrung. Er hatte Angst, sie durch das Messer, oder durch den Strang, oder durch Gift umzubringen, denn ein Fluch liegt auf jedem, selbst auf einem Gott, der königliches Blut vergießt. Sie hießen Ensar und Anthil, und Anthil gab dir den zerbrochenen Ring.«

Er schwieg lange. »So schließt sich also auch die Geschichte«, sagte er dann, »wie sich der Ring geschlossen hat. Aber es ist eine grausame Gesichte, Tenar. Die kleinen Kinder, die kleine Insel, der alte Mann und die Frau, die ich sah … sie waren kaum noch der menschlichen Sprache mächtig.«

»Ich möchte dich um etwas bitten.«

»Bitte!«

»Ich möchte nicht in die Innenländer, nach Havnor. Ich gehöre nicht dorthin, in große Städte, unter fremde Menschen. Ich gehöre in kein Land. Ich habe mein eigenes Land verraten. Und ich habe etwas Furchtbares getan. Setz mich auf einer Insel aus, so wie die Kinder des Königs ausgesetzt wurden, auf einer einsamen Insel, wo es keine Leute gibt und wo keiner hinkommt. Laß mich dort und trag den Ring nach Havnor. Er gehört dir, nicht mir. Ich habe nichts mit ihm zu tun. Auch deine Landsleute haben nichts mit mir zu tun. Laß mich allein.«

Langsam, ganz langsam erschien ein Licht wie ein kleiner Mondaufgang in der Dunkelheit. Bestürzt blickte sie auf. Das magische Licht war auf sein Geheiß erschienen. Es schwebte am Ende seines Stabes, den er hochhielt, als er sich am Bug des Bootes aufsetzte. Es beleuchtete den unteren Teil des Segels, den Dollbord, die Planken und übergoß sein Gesicht mit einem silbernen Licht. Er schaute ihr voll ins Gesicht.

»Was war das Furchtbare, das du getan hast, Tenar?«

»Ich habe angeordnet, daß drei Männer in einem Raum unter dem Thron eingeschlossen werden und verhungern sollten. Sie sind an Hunger und Durst gestorben. Als sie tot waren, wurden sie im Gewölbe begraben. Die Grabsteine fielen auf ihre Gräber.«

Sie sprach nicht weiter.

»Noch mehr?«

»Manan.«

»Dieser Tod liegt auf meiner Seele.«

»Nein. Er starb, weil er mich liebte und weil er treu war. Er glaubte, daß er mich schützen müsse. Er hatte das Schwert über meinen Hals gehalten. Als ich klein war, war er immer lieb zu mir — wenn ich weinte …« Sie verstummte, denn sie spürte, wie die Tränen wieder in ihr aufstiegen, und sie wollte nicht mehr weinen. Ihre Hände ballten sich in den schwarzen Falten ihres Kleides. »Ich war nie nett zu ihm«, sagte sie. »Ich werde nicht nach Havnor gehen. Ich werde nicht mit dir gehen. Such eine Insel, wo niemand hinkommt, setz mich dort ab und laß mich allein sein. Das Böse muß gesühnt werden. Ich bin *nicht* frei.«

Das sanfte Licht, durch den Nebel verschleiert, glomm zwischen ihnen.

»Hör mir zu, Tenar, hör mir gut zu! Du warst das Gefäß des Bösen. Das Böse ist ausgeleert. Es ist vorbei. Es ist in seinem eigenen Grab begraben. Du warst nie dazu bestimmt, grausam oder böse zu sein. Du warst bestimmt, das Licht zu halten, wie eine brennende Lampe Licht hält und spendet. Ich habe die Lampe gefunden, und sie war nicht angezündet. Ich werde sie nicht auf irgendeiner Wüsteninsel lassen, wie etwas, das man findet und wieder wegwirft. Ich nehme dich mit nach Havnor, und ich werde zu den Fürsten der Erdsee sagen: ›Schaut her! Anstelle der Dunkelheit habe ich das Licht gefunden, sie, ihre Seele. Durch sie wurde Böses zunichte gemacht; durch sie kam ich lebendig aus den Gräbern heraus; durch sie wurde, was zerbrochen war, wieder heil, und wo Haß loderte, wird Friede walten!«

»Ich will nicht gehen«, sagte Tenar gequält. »Ich kann nicht. Es ist nicht wahr, was du sagst!«

»Und danach«, fuhr er unbeirrt fort, »nehme ich dich weg von den Fürsten und reichen Adligen. Denn es stimmt, daß du dort nicht

hingehörst. Du bist zu jung und zu weise. Ich nehme dich in mein Land mit, nach Gont, wo ich geboren bin, zu meinem früheren Meister Ogion. Er ist jetzt alt, ein sehr großer Magier und eine stille Seele. Er wird ›Der Schweigsame‹ genannt. Er wohnt in einem kleinen Haus hoch auf den Felsen bei Re Albi, weit über dem Meer. Er hat ein paar Ziegen und einen kleinen Garten. Im Herbst geht er ganz allein auf eine Wanderung über die Insel, durch die Wälder, hinauf in die Berge, durch Täler, entlang den Flüssen. Einmal habe ich dort bei ihm gewohnt, als ich noch jünger war als du. Ich blieb nicht lange, weil ich nicht vernünftig genug war, um zu bleiben. Ich verließ ihn, um das Böse zu suchen, und fand es dann wahrhaftig auch … Doch du entflohst dem Bösen und suchst die Freiheit, suchst die Stille, bis du dich selbst gefunden hast. Dort findest du Güte und Stille, Tenar. Dort kann die Lampe eine Weile geschützt vom Winde brennen. Wirst du dorthin mitkommen wollen?«

Der Nebel wogte grau zwischen ihren Gesichtern. Das Boot hob sich leicht auf den langgestreckten Wogen. Die Nacht umgab sie, und unter ihnen lag die unergründliche See.

»Ja, ich werde mitkommen«, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: »Oh, ich wollte, es wäre gleich … daß wir dorthin gehen könnten …«

»Es wird nicht lange dauern, Kleines.«

»Wirst du jemals dort hinkommen?«

»Wenn ich kann, werde ich kommen.«

Das Licht um sie war erloschen, die Dunkelheit hatte sich auf sie gesenkt.

Sonnenaufgänge und -untergänge, ruhige Tage auf See und eisige Winde des Winters lagen hinter ihnen, als sie endlich das Innenmeer erreichten. Sie segelten die stark befahrenen Meeresstraßen zwischen großen Schiffen entlang, dann die Meerenge von Ebavnor hinauf und über die Bucht in den Hafen von Havnor. Sie sahen die weißen Türme und die ganze Stadt weißglitzernd im Schnee liegen. Die Dächer der Brücken und die roten Ziegeldächer der Häuser waren schneebedeckt, und die Takelagen der Schiffe im Hafen waren eisbedeckt und funkelten in der Wintersonne. Die Kunde ihrer Rückkehr war ihnen vorausgeeilt, denn der *Weitblick* rotes Segel war in diesen Gewässern bekannt. Eine große Menschenmenge hatte sich an dem verschneiten Ufer angesammelt, und bunte Fahnen und Wimpel flatterten und knatterten im hellen, kalten Wind.

Tenar saß aufrecht im Heck des Bootes, in ihrem abgetragenen, schwarzen Umhang. Sie blickte auf den Reif an ihrem Arm, dann auf das dichtbesetzte, bunte Ufer, auf die Paläste und die hohen Türme. Sie hob die rechte Hand, und das Sonnenlicht fing sich im Silber des Ringes. Ein Jubel erhob sich, der, vom Wind ergriffen, schwach und

freudvoll über die ruhelose See zu ihnen herüberdrang. Ged legte am Pier an. Hunderte von Händen streckten sich aus, um das Seil zu fangen, das er zum Vertäuen hinaufwarf. Er stieg hinauf aufs Pier, wandte sich um und streckte ihr seine Hand entgegen. »Komm!« sagte er lächelnd, und sie erhob sich und kam. Ernst schritt sie an seiner Seite die weißen Straßen von Havnor hinauf, seine Hand haltend wie ein Kind, das heimgekehrt ist.

SCIENCE FICTION
Herausgegeben von Wolfgang Jeschke
Fantasy-Roman
2. Band des Erdsee-Zyklus
Deutsche Erstveröffentlichung
WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN
HEYNE-BUCH Nr. 3676 im Wilhelm Heyne Verlag, München
Titel der amerikanischen Originalausgabe THE TOMBS OF ATUAN
Deutsche Übersetzung von Margot Paronis
Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1971 by Ursula K. Le Guin
Copyright © 1979 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Printed in Germany 1979
Umschlagbild: Jürgen Rogner
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München
Gesamtherstellung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
ISBN 3-453-30595-7